

SCHWÄBISCHE HEIMAT



HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / AUGUST 1960

4

6197

Württ. Bibl. Gesellschaft
Fach 769



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1960

11. Jahrgang

Viertes Heft — Juli / August

INHALT

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

WALTER GRUBE
für Geschichte

OTTO LINCK
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Neckarstraße 36; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Hochsommer. Aufnahme: Otto Linck

Der Schauplatz von Hauffs letzter

Novelle

Von Joseph Müller-Diedesheim 121

Die „Akademie“ in Stuttgart

Von Robert Uhland 127

Von den Rommelfiguren in Ulm

Von Clara Mayer-Bruckmann 139

Es geht mehr als je um unser Wasser!

Von Otto Feucht 143

Bauformen und Baugesetzgebung

in Württemberg

Von Adolf Schabl 145

Abend

Gedicht von Otto Haldenwang 148

Buchbesprechungen 149

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 152

Der Schauplatz von Hauffs letzter Novelle

Von Joseph Müller-Diedesheim

Weshalb Beziehungen zu Guttenberg

Zwei Burgen spielen in Hauffs Leben eine besondere, sein Schaffen beeinflussende Rolle: Lichtenstein und Guttenberg. Erstere erscheint dem Dichter wie eine Gralsburg, der sein junger Held Georg v. Sturmfeeder unter Mühen und Fährnissen zustrebt. Guttenberg, die Heimat einer hohen Gönnerin, der Baronin v. Hügel, wurde für Hauff eine Erholungs- und Schaffensstätte zugleich, an die er bis in die letzten Lebens-tage gerne zurückdachte. Auf Guttenberg arbeitete der Dichter an den ersten Kapiteln des Lichtenstein. Das Schicksal griff in das Leben des jungen Hauff seltsam ein. Doch Frau Fortuna meinte es gut mit ihm. Wäre es gekommen, wie der Theologiestudent nach seiner Verlobung an Ostern 1824 es sich wünschte, hätte das hohe Konsistorium ihn nach Abgang vom Tübinger Stift gleich auf einen Pfarrhof gesetzt, dann hätte er wohl mit der geliebten Luise rasch das eheliche Glück gefunden; ob ihn aber die Nachwelt genannt hätte, ist eine Frage.

Konsistorialrat Klaiber gebührt das Verdienst, die entscheidende Wende herbeigeführt zu haben. Er war es, der dem Studenten Hauff klar machte: So Hals über Kopf heiratet man nicht. Erst einmal was werden, der Braut etwas bieten. Der Konsistorialrat meinte: Vielleicht reichts mal später zu einer Professur. Vorher wird aber eine Hauslehrerstelle ein Sprungbrett sein. Also besorgte der Konsistorialrat die Hauslehrerstelle bei dem im damaligen Stuttgart hoch angesehenen General Freiherrn Ernst v. Hügel, der in zweiter Ehe mit einer Dame aus dem Hause Gemmingen-Guttenberg vermählt war. Es war ein geistig hochstehendes Ehepaar, in dessen Salon die vornehme Welt, auch Dichter und Denker, verkehrten.

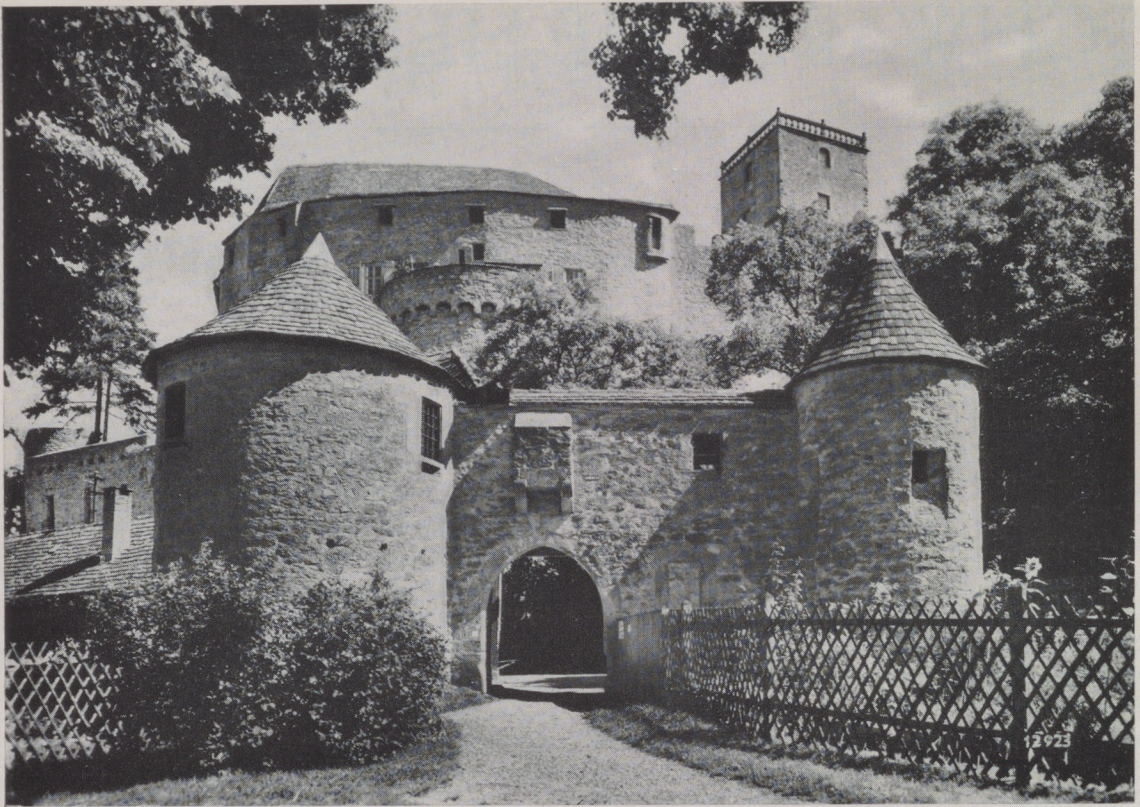
Die Baronin v. Hügel hatte bald bemerkt, mit welcher Leichtigkeit der junge Gelehrte selbsterfundene Geschichten erzählte. Aus der Jugendzeit war Hauff

diese Fähigkeit wie ein freundliches Erbe verblieben. Es ergab sich so wie von selbst, daß eines Tages die Ermunterung kam, es doch einmal mit der Herausgabe von Märchen zu versuchen. Hauff hatte wohl schon im Tübinger Stift kleine schriftstellerische Versuche begonnen, wie ja auch Gedichte aus der Studentenzeit und aus vorhergehenden Jahren vorliegen. Seltsam ist aber, daß keiner der Jugendfreunde in dem Studenten Hauff den erfolgreichen Schriftsteller geahnt hätte. Eher hätte man dem Bruder Dr. Hermann Hauff den Ruf der Unsterblichkeit zugetraut. Wie aus tiefen Erdschichten eine Quelle hervorbricht, so geschah es mit Hauffs dichterischer Begabung in der durchgeistigten Atmosphäre des Hauses Hügel. Zwar waren die angeregten Märchen nicht das erste, was Hauff der Öffentlichkeit vorlegte. Die Memoiren des Satans, ohne Namensnennung, brachten den ersten Erfolg. Dem Ehepaar Hügel bewahrte der Dichter ein dankbares Andenken. Die Baronin wurde ihm Vorbild für so manche Frauengestalten seiner Erzählungen. So ist Gemmingen-Guttenberg schon in dieser Hinsicht in die Hauffwerke eingegangen. Der General v. Hügel aber sollte in einer Novelle lebensgetreu nachgezeichnet werden.

Auf nach Guttenberg

Für die Familie v. Hügel war es liebe Gewohnheit, auf Guttenberg die Sommermonate zu verbringen. Schon Wochen vorher freuten sich die beiden Jungen des Generals auf die Fahrt ins Unterland. 1825 wurde Dr. Hauff freundlichst eingeladen, die Fahrt mitzumachen. Mit einem Koffer, in dem begonnene Manuskripte und ein Pack Schreibpapier nicht fehlten, stieg der Dichter mit in die Kutsche, die auf der Straße gen Heilbronn dem Laufe des Neckars folgte.

Über Guttenberg und seiner waldigen Umgebung lag damals ein Frieden, eine Ruhe, ein Zauber, daß des Dichters Gemüt mächtig beeindruckt wurde und schöpferische Gedanken in Fülle ihm zuströmten. Die



Burg Guttenberg

beiden Zöglinge werden ihm nicht allzu viel Mühe gemacht haben, denn für die Jungen waren ja auch Ferien.

Aus des Dichters eigenen Schilderungen können wir leicht die Spaziergänge verfolgen, die er unternahm. Per Kutsche besuchte er die etwas stromabwärts residierenden Freiherren von Gemmingen-Hornberg und die ihnen gehörende Götzenburg. Der Haudegen mit der eisernen Hand mußte Hauff eben jetzt beschäftigen, denn schon im ersten Kapitel des Lichtenstein wird er erwähnt.

Stundenlang sitzt Dr. Hauff aber auch an Guttenbergs Fenstern, und emsig gleitet der Federkiel über das Papier. Der Dichter, der noch keine Kurzschrift kannte, dem noch viel weniger eine Schreibmaschine zur Verfügung stand, verstand erstaunlich flott zu arbeiten. Für den Lichtenstein arbeitete er Kapitel für Kapitel in kurzen Exposés aus. Dann aber quoll es aus seinem gestaltenden Geiste: scharf gezeichnete Originale und herrliche Landschaftsszenen. Daß sich an Guttenbergs Fenstern gut arbeiten läßt, würde mancher Schriftsteller von heute noch gerne bekennen. Vielleicht wagt es mal der eine oder der andere,

denn die Geschichte der Burg würde Stoff in Hülle und Fülle bieten.

Zwei Jahre später

Der Dichter hat inzwischen etwas von der weiten Welt gesehen und Ruhm und Anerkennung in laufender Kette eingeheimst. Er hat sein Eheglück begründet und ist Schriftleiter des Stuttgarter Morgenblattes. Sein nimmermüder Geist plant laufend Großes, denn er will wieder einen Roman vom Format des Lichtenstein schreiben. Der Freiheitskampf der Tiroler vom Jahre 1809 soll entrollt werden. Um Studien an Ort und Stelle zu treiben, wird eigens eine Reise nach Innsbruck und an den Iselberg unternommen.

Im trauten Heim zu Stuttgart horcht Luise, die junge Frau, beglückt in sich hinein. Das Kind unter ihrem Herzen regt sich. Bald wird das Glück der Gatten noch tiefer und reiner sein. Niemand ahnt, daß schon der Tod die Knochenhand nach dem Dichter ausstreckt, der so rasch ein Liebling des Schwabenlandes geworden ist, den man bereits im Norden und Süden des Vaterlandes kennt.

In diesen letzten Lebensmonaten eilen Hauffs Gedanken noch einmal zurück ins Haus des Freiherrn von Hülgel, wo seine Erfolgslaufbahn begann. Auch Guttenberg steht wieder zum Greifen nah vor seiner Seele. Wie beglückend waren doch die Stunden dort in diesem Paradies. Das Treiben der Weltstadt Paris hatte ihn bald angewidert, aber die stillen, reinen Freuden waren stets das, was seine Seele suchte. Da reift der Entschluß, seinen Wohltätern in einer Novelle eigens ein Denkmal zu setzen und Guttenberg noch mit zu verherrlichen. Das Geschehen soll nicht in grauer Vergangenheit, sondern mitten in der selbst durchlebten Zeit spielen. Zeitgenossen will er schildern, die noch im Banne des großen Napoleon standen, Berichte vom letzten Kriegsgeschehen geben, wie sie ihm vom zuverlässigsten Gewährsmann zuflossen. So entsteht jene letzte Hauff-Novelle, die den Titel trägt: „Das Bild des Kaisers“. Sie hat die Bedeutung des Lichtenstein lange nicht erreicht, doch ist sie allen Freunden des Dichters wie ein liebes Vermächtnis. Im General Willi, dem Napoleonschwärmer, hat Hauff den Freiherrn von Hülgel, im holden Ännchen seine eigene Braut, in dem jungen Willi aber sich selbst dargestellt.

Vom Freiherrn von Hülgel, dem württembergischen Generalstabschef und späteren Kriegsminister, muß man wissen, daß er in der Rheinbundzeit Adjutant des großen Napoleon war und über viel persönliches Erleben durch ständigen Umgang mit dem Kaiser berichten konnte. Daher verfocht er auch so warm die Sache des sonst in Deutschland Geschmähten und Gehaßten. Die ins Übermenschliche gehende Feldherrngestalt hatte es ihm angetan.

Welche Stätte, welche Räume hätten sich für die Handlung besser geeignet als Guttenberg. In stiller Abendstunde mag dort der Dichter oft den Worten des Generals von Hülgel gelauscht haben, wenn über den westlichen Wäldern das Abendrot verglühete.

Wo steht Thierberg?

Hauff redet im Bilde des Kaisers von Schloß Thierberg. Der Name Guttenberg findet sich nicht. Daher kam es, daß sogar in literarwissenschaftlichen Abhandlungen Ansichten laut wurden, die nicht zutreffen. So lesen wir bei Hoffmann „Wilhelm Hauff“: Unter Thierberg haben wir uns eher Hornberg, die Götzenburg bei Neckarzimmern, vorzustellen. Wer die Gegend und die Novelle zugleich kennt, kann den Dichter in Dutzenden von Stellen sprechen lassen. Immer wird Guttenberg vor uns erstehen, so wie wir es heute noch vor uns haben.

Wir geben den Inhalt der Novelle kurz wieder:

Herr v. Rantow, ein Gast aus der Mark, will seinen Onkel in Schwaben besuchen. Vergeblich sucht er ihn in Stuttgart. So wendet sich seine Kutsche dem Land unterhalb Heilbronn zu. Der Reisende verläßt die Postkutsche in der Nähe der Burg Ehrenberg und spaziert auf lauschigem Waldweg Guttenberg zu. In grüner Einsamkeit trifft er des Burgherrn Tochter, die schöne Anna, die ihn in den folgenden Wochen immer mehr bezaubert. Er hofft ihr Herz zu gewinnen, muß aber zu seiner Enttäuschung merken, daß sie bereits einen anderen liebt, den jungen Willi. Er ist der Sohn des Napoleongenerals, den Hauff etwas flußabwärts im Talschloß der Freiherren von Gemmingen-Hornberg wohnen läßt. Annas Vater kommt wohl oft mit dem General Willi zusammen, aber in ihren Ansichten gehen sie weit auseinander, denn der Herr von Thierberg (Guttenberg) ist ein erbitterter Napoleonhasser, wie er auch allen Franzosen feind ist. „Nur einen anständigen Franzosen habe ich kennengelernt“, sagte er oft. „Einen jungen Offizier, der mich einst in den Alpen aus den Händen räuberischer Soldateska befreite.“

Daß die Tochter nun gar noch den Sohn eines Napoleonschwärmers heiratet, kommt für den alten Baron gar nicht in Frage. Da will es der Zufall, daß der erbitterte Baron eine Kopie eines Gemäldes von David zu sehen bekommt, ein kühner Reiter auf hoch aufbäumendem Roß. „Gott im Himmel“, ruft der alte Baron aus, „woher habt ihr ihn, wer hat mir diese Züge, diese Augen hier aus dem Herzen gestohlen? Der treffliche Kapitän“. Erstaunt muß der Alte hören, daß dieser treffliche Kapitän, der einzige anständige Franzose, niemand anders ist, als der so grimmig gehaßte Napoleon. Haß und höchste Verehrung sind auf ein und dieselbe Person bezogen. Nun löst sich alles in schönster Harmonie. Napoleon ist für das holde Ännchen zum Retter geworden, denn der Vermählung mit dem jungen Willi steht nun nichts mehr im Wege.

Wir greifen Stellen aus der Novelle selbst heraus: Wer gar noch das Bild des Kaisers auf Guttenberg am schattigen Waldrand lesen könnte, würde sich in der Örtlichkeit spielend leicht zurechtfinden.

Im Posthause zu Heilbronn hört der Gast aus der Mark vom Kellner, daß der Herr im Jägerkleid (der junge Willi) einige Stunden neckarabwärts wohnt. (Im Talschloß der Freiherren von Gemmingen-Hornberg zu Füßen der Götzenburg.)

Der Dichter bringt die Residenz des Generals Willi in Gegensatz zu Thierberg (Guttenberg). Diese Stelle deutet nur auf Guttenberg hin.

„Das Auge des jungen Mannes entdeckte ein neues Schloß. Es war in gefälligem Stil aufgebaut. Die Säulen, der Balkon, schlank und zierlich, bildeten einen sonderbaren Kontrast mit den dunklen schweren Mauern des Thierberg zu seiner Rechten. Und wie diese Burg auf der Nordseite des Gebirges, auf einem steilen Waldberg hing, so ruhte jenes schöne Lustschloß auf der Südseite gegenüber an einem sanften Rebenhügel, dessen reinlich und nett angelegte Gärten und Spaliere sich bis in den Fluß herabzogen.“

Das Lustschloß ist seit dem Bau des Neckarkanals Rathaus und Schulhaus der Gemeinde Neckarzimmern. Auf den Hof neben der Straße paßt genau die Stelle:

„Unter dem schattigen Portal saß ein Mann, der aufmerksam in einem Buche las.“ Wer im Sommer unter dem dichten Blätterdach mächtiger Bäume auf den Eingang zuschreitet, meint noch General Willi in seine Lektüre vertieft zu finden, so, wie Hauff ihn schildert.

Auch der Garten zwischen Talschloß und dem Neckar ist erwähnt. Er wurde einst vom Schloßgärtner nach allen Regeln der Gartenkunst besorgt, mußte aber durch Auffüllung beim Bau des Neckarkanals verschwinden.

Mit Herrn v. Rantow begeben wir uns nun vor Guttenberg.

„Zur Rechten des Schlosses hindert der dunkle Wald die Aussicht. Aber links an den hohen Mauern vorüber taucht das Auge hinab in die Tiefe des schönen Neckartales, schweift hinauf, den Fluß entlang, zu Dörfern und Weilern und weit über die Weinberge hin nach fernen, blauen Gebirgen.“

Begeistert bricht der Besucher in die Worte aus:

„Kann man etwas Romantischeres sehen, als diese Türme mit Efeu bewachsen, diesen Torweg mit den alten Wappen, diese Brücke, diese Wälle und Gräben. Glaubt man nicht das Schloß von Bradwardine oder irgendein anderes aus Scottischen Romanen zu sehen. Erwartet man nicht, ein Sickingen, ein Götz werde uns jetzt eben aus dem Tor entgentreten.“ Genauso schaut der Wanderer von heute Guttenberg, wenn er unterhalb des sog. Verlobungsweges stehend, sich dem dritten Tor nähert.

Der Dichter läßt uns wohl an seinem eigenen Erleben auf Guttenberg teilhaben, wenn er Anna erzählen läßt:

„Wenn man so die alten Hauptleute und Räte der Ritterschaft, einige Komture und deutsche Ritter um die Tafel sitzen sieht, so glaubt man oft Gespenster, Schatten aus einer anderen Welt zu sehen.“

Es waren Jahre nach einem großen Umbruch. Die eben genannten Stände hatten im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation eine Rolle gespielt. Alles was ihnen einst Würde gab und Lebensinhalt bedeutete, war verschwunden.

Was die Deutschordensritter angeht, so ist zu sagen, daß ihr Gebiet vor den Fenstern Guttenbergs, auf dem anderen Flußufer lag. Über Gundelsheim erhebt sich Horneck, die alte Ordensburg, die einst sogar der Sitz eines Deutschmeisters war. Nur die Marienburg in Westpreußen hatte noch höhere Bedeutung.

Es ist leicht denkbar, daß die entthronten Ordensritter sich gerne beim Nachbarn auf Guttenberg einfanden, dessen Gesinnung ihnen bekannt war, um über den bösen Napoleon weidlich zu schimpfen, weil der Korse in Deutschland und Europa alles umkrempele.

Der von Hauff gezeichnete Burgherr war in der Tat auch einmal ein Mann von Fleisch und Blut. In der Familienchronik der Gemmingen-Guttenberg ist der Vorfahr, den sich Hauff für den alten Thierberg zum Vorbild nahm, eigens mit diesbezüglichem Vermerk versehen.

Manches Plätzchen, wo Hauff während seines Guttenbergaufenthaltes gerne weilte, ist erwähnt. Dazu gehört auch die sog. Kanzel, eine Terrasse, die einen herrlichen Blick über das Tal und die Böttinger Neckarschleife gewährt. Auf dieser Terrasse spielt eine liebliche Szene. Der Gast aus der Mark beobachtet mit dem Feldstecher die Weinlese.

„Die Bewohner des Schlosses sahen diesem fröhlichen Treiben von der altertümlichen Terrasse zu. Der junge Rantow blickte unverwandt und mit glänzenden Augen auf dieses Schauspiel, das ihm ebenso neu als anziehend erschien. Wie poetisch deuchte ihm dieses lebhaftes Gemälde. ‚Mir scheint, diese Weinlese ist ein fortwährender Festtag der Natur‘.“

Es klingt wie eigenes Erleben, wenn der Dichter die Stimmung der Nacht schildert, wo das Mondlicht um das uralte Gemäuer spielt.

„Über Wald und Weinberge goß der Mond seltsame Streiflichter, und im Tal schimmerten seinen Glanz nur die zitternden Wellen des Neckars zurück. ‚Wie prachtvoll ist selbst die Nacht in ihrem Tale‘, sprach nach einer Weile der Gast. ‚Wie schön wölbt sich der Himmel darüber hin, und der Mond scheint nur für diesen stillen Winkel der Erde geschaffen zu sein‘.“

Des Dichters Ehrenmal

Wo sich einst die Zugbrücke über den Graben spannte und ein trutziger Wehrturm aus der Tiefe



Burg Guttenberg

aufsteigt, ist in das Gemäuer rechts vor dem Tor eine Bronzetafel eingelassen, dem Dichter zu Ehren, der diese Burg besungen hat. Im Sommer 1925 – hundert Jahre nach des Dichters erlebnisreichem Aufenthalt auf Guttenberg – wurde die Tafel enthüllt. Bei der Feierstunde, zu der viele Stuttgarter erschienen waren, sprach der nun auch verewigte Schriftsteller Martin Lang die Worte: „Nicht zu einer Totenfeier sind wir hier zusammengekommen. Nein! Es gilt einem Unsterblichen Ehre zu erweisen.“ Diese Worte gelten auch heute noch. Kaum ein Guttenbergbesucher versäumt es, vor der Tafel einige Momente Halt zu machen. Mit Wohlgefallen ruht manches Auge auf dem Profil, das so jugendlich schöne Züge

zeigt. Treffend sind hierzu die Worte aus Uhlands Nachruf: „Dem jungen, frischen, farbenhellen Leben, dem reichen Frühling, dem kein Herbst gegeben.“

Im Juli 1957 traf sich der neuerstandene Stuttgarter Hauff-Verein auf Guttenberg. Herr Rappl, noch ein Augenzeuge jener Feier vom Jahre 1925, sprach zu seinen Freunden von Erinnerungen aus lange zurückliegenden Jahren. Er gab seiner Freude Ausdruck, daß das Hauff-Ehrenmal unter dem Schutze der freiherrlichen Familie von Gemmingen-Guttenberg noch so wohl erhalten ist und daß es gepflegt wird. Von Frühling bis zum Herbst blühen immer Blumen davor.

Guttenberg und das Schwabenland

Hauff hat keiner unbedeutenden Burg sein Interesse zugewandt. Nächst dem Heidelberger Schloß hat Guttenberg die ruhmreichste Vergangenheit unter den Burgen des Neckartals. Guttenbergs Geschieke sind mit der Geschichte des Schwabenlandes mannigfach verflochten. Dreihundert Jahre gehörte Guttenberg den Herren von Weinsberg, einem mächtigen Geschlecht, das in laufender Kette dem Reiche höchste Würdenträger stellte. Auf Guttenberg erlebten die Weinsberger den Gipfel ihrer Macht und ihres Ruhmes, aber auch das jähe Abstürzen in Nacht und Vergessenheit. Ab 1378, da ihr Streit mit der Stadt Weinsberg begann, war Guttenberg bevorzugt. Für den Reichserbkämmerer Konrad IX. wurde Guttenberg Lieblingssitz.

Auf Guttenberg wirkten die schwäbischen Reformatoren Dr. Erhard Schnepf und Caspar Gräter. Letzterer galt als der größte Hebraist seiner Zeit. Auf Guttenberg trat im Spätjahr 1525 ein Theologen-

kongreß zusammen, der die künftige kirchliche Richtung in Württemberg entscheidend beeinflusste. An Guttenbergs Mauern brach sich der Ansturm der Zwingli-Lehre und der Fanatismus der Bilderstürmer, denen besonders Dr. Schnepf energisch entgegentrat. Als nun Wilhelm Hauff noch nach Guttenberg kam, war es wie Fortsetzung alter Tradition.

Viele erhebende Empfindungen und traute Bilder ziehen durch die Seele, wenn wir auf Guttenberg lustwandeln. Zu Hauff kehren aber alle zurück. Nicht wenige Besucher gedenken unwillkürlich der Zeit, da sie zum erstenmal den Lichtenstein lasen. Wer die Zeit hat, mag auch noch zur Novelle „Das Bild des Kaisers“ greifen. Vielleicht wird auch bei dieser Lektüre ein Strahl froher eigener Jugend aufleuchten, denn das hat Hauff an sich: Er versteht es, uns jugendlich froh und zuversichtlich zu stimmen. Er ruft uns auf zu frischfrohem Schaffen. Nicht umsonst haben Buchhändler und Verleger sich im Hauff-Verein zusammengefunden. Im Aufblick zu ihm wollen sie ihrer kulturellen Sendung gerecht werden.



Gedenktafel für Wilhelm Hauff

Die „Akademie“ in Stuttgart

Geschichte eines Bauwerks

Von Robert Uhland

„Schmerzlich ist die Tatsache, daß im Jahr des 200. Geburtstages von Schiller die letzten Trümmer der Hohen Carlsschule, die der Krieg noch übrig gelassen hat, beseitigt worden sind. Die seit Schillers Zeit wenig veränderte Akademie ist den Älteren stets vertraut gewesen als ein Zeugnis der Jugend Schillers. Das Schloß Carl Eugens ersteht zur Zeit wieder, aber die letzten Überbleibsel der Carlsschule mit den Resten des FestsaaIs sind jetzt entfernt. Es hat wenige bedeutende Bauten in Stuttgart gegeben, deren Verlust man so sehr bedauern muß, wie das Fehlen der Carls-Akademie . . .“

(Kultusminister Dr. G. Storz bei der Eröffnung der Ausstellung „Die Hohe Carlsschule“ am 4. November 1959.)

Eine schmerzliche Ironie des Schicksals hat wenige Tage vor Schillers 200. Geburtstag die letzten Reste der „Akademie“, der einstigen Hohen Carlsschule, der Spitzhacke zum Opfer fallen lassen. Während die Trümmer der Längsflügel an der Planie und gegenüber dem Staatstheater schon seit längerer Zeit verschwunden sind, um Laden-Behelfsbauten Platz zu machen, ist nun auch das einstige „Corps de Logis“, der Mittelbau mit dem Festsaal für die Disputationen und Preisverteilungen der Hohen Schule, abgeräumt worden. Hier war es, wo zum Stiftungsfest der „Militärakademie“ im Dezember 1779 Goethe und der Herzog von Weimar auf der Rückreise aus der Schweiz der feierlichen Preisverteilung beiwohnten, bei der Schiller drei medizinische Preise aus der Hand seines Herzogs empfing. Goethe stand dabei, so wird im Befehlssbuch der Akademie ausdrücklich vermerkt, zu seiner Ehrung und Auszeichnung an des Herzogs linker Seite. Zu gleicher Zeit wohnte auch der „Vizekammerpräsident von Dalberg aus Mannheim“ den Feierlichkeiten bei. „Die Menge der anwesenden Zuschauer war so groß, daß nicht nur der ganze geräumige Saal, sondern auch die rings herum laufende Galerie von ihnen angefüllt war.“ Der Festsaal mag ein Bild geboten haben, wie ihn der bekannte – übrigens erst viel später entstandene – Stich von Nikolaus Heideloff zeigt.

Zusammen mit den Repräsentationsräumen im Neuen Schloß gehörte der Festsaal zu den schönsten und festlichsten Räumen Stuttgarts. In den Farben Weiß und Gold gehalten, mit dem Thronhimmel für den Herzog in der Ecke, daneben seinem lebensgroßen Bildnis als Stifter der Hohen Carlsschule, davor der Katheder

für den Festredner oder auch für den akademischen Unterricht, strahlte er eine stille Größe aus, die den Besucher beeindrucken mußte. Noch der Ruine konnte man die edle Gestaltung ansehen mit den feinen Stuckkapitellen, die noch Spuren der Vergoldung zeigten. Wären gleich nach Kriegsende entsprechende Maßnahmen getroffen worden, hätte dieser Teil der Akademie der an historischen Bauten nicht eben reichen Stadt erhalten werden können. So aber war die Ruine jahrelang Wind und Wetter preisgegeben, die vollends zerstören konnten, was die Bomben übriggelassen hatten. Versuche, die von verschiedenen Seiten unternommen wurden, das Bauwerk zu retten, blieben ohne Erfolg. Es stand der Stadtplanung im Weg, die eine wesentliche Verbreiterung der Neckarstraße vorsieht. Der Gedanke, den Rest in den Hof der einstigen Akademie zu verlegen, erwies sich als undurchführbar: das Mauerwerk hatte schon zu sehr gelitten, aber es zeigte sich auch, daß es aus schlechtem Material, aus Bruchsteinen, errichtet worden war, was eine Verlegung von vornherein vereiteln mußte. Dies war mit der Grund gewesen, daß schon das ganze 19. Jahrhundert über immer wieder Reparaturen nötig wurden, die beträchtliche Summen verschlangen, so daß sich der Hof bereits 1893 entschlossen hatte, die ganze Akademie mit Ausnahme des einen Flügels beim Theater abzubauen, um Neubauten Platz zu machen. Über diese Dinge ist heute kaum mehr etwas bekannt – es dürfte also nicht ohne Reiz sein, über die Schicksale der Akademie und ihre wechselvolle Bestimmung etwas zu erfahren.

Sie erstand als eines der frühesten Bauwerke unter der Regierung des noch unter Vormundschaft stehenden Carl Eugen, ehe noch mit dem Neuen Schloß begonnen wurde. Anlaß hatten die Klagen der Stadt Stuttgart über die drückenden Quartierlasten gegeben (das Militär wurde damals noch bei Privatleuten ins Quartier gelegt), so daß sich die Landstände entschlossen, auf der Reigerwiese am Lustgarten jenseits des noch offen fließenden Nesenbachs eine Kaserne zu errichten, die die ganze Garnison Stuttgart aufnehmen konnte. Den Plan dazu entwarf der Artilleriehauptmann und herzogliche Baumeister von Leger. Er sah einen dreigliedrigen Mittelbau (das Corps de

Logis) mit 2 langen Flügeln vor, an deren Kopfende je ein quergestellter Offizierspavillon zu liegen kam: auf diese Weise entstand ein großer, nach dem Talkessel hin offener Exerzierhof. Am 12. Mai 1740 legte Carl Eugen den Grundstein zu dem Gebäude, das in den nächsten Jahren emporwuchs; 1745 konnten die Bauarbeiten als abgeschlossen gelten. Zusätzlich zum ursprünglichen Plan waren auf beiden Seiten längs der Flügel Gebäude für Stallungen und Remisen entstanden, die je einen Seitenhof abgrenzten. Die Kaserne war bei aller Einfachheit in der Formgebung nicht ganz reizlos, die langen Baulinien mit ihren einförmigen Fenstergewänden wurden in wohlberechneter Weise von den gedrungenen Mansarddächern einerseits des mittleren Bauteils, der 1751 die Garnisonskirche aufnahm, andererseits der Endpavillons überhöht (Pfeiffer).

Ehe die Kaserne Soldaten aufnehmen konnte, entschloß sich Carl Eugen, sein Neues Schloß unmittelbar vor ihr zu errichten. Am 3. September 1746 wurde der Grundstein gelegt, und bald begann der Mitteltrakt den offenen Teil der Kaserne abzuschließen. Mit stillschweigender Duldung der Landstände stellte die Stadt die Kasernenbauten für die Unterbringung des Hofstaats, des Marstalls, der Küche zur Verfügung, bis im Schloß selbst die entsprechenden Räumlichkeiten entstanden waren. Aber auch als der Herzog im Streit mit der Stadt sie auf 11 Jahre, von 1764 bis 1775, verließ, wurde die Kaserne nicht mit Soldaten belegt, sondern blieb leer stehen. Dies gab ihm dann die Möglichkeit, seine inzwischen auf der Solitude entstandene „Militärakademie“ in diese Räume zu verlegen. Zuvor erhielt der Architekt Reinhard Ferdinand Fischer den Auftrag, die Gruppe von Gebäuden für den neuen Zweck umzugestalten. Ende 1774 wurden die Arbeiten in Angriff genommen, die beiden äußeren Nebengebäude, von denen das rechte bis auf das Fundament abgetragen werden mußte, mittels Quertrakten an den Mittelbau angeschlossen, ihr vorderes Ende hakenförmig gegen die inneren Flügel umbogen und jeweils durch schmale eingeschossige Verbindungsgänge mit diesen verbunden. Es entstand eine geschlossene Baugruppe von 2½ Geschossen; die „Akademie“ hatte ihr Gesicht erhalten, das sie bis zu Ende ohne wesentliche Veränderungen behalten sollte. Nur der Anschluß vom vorderen Offizierspavillon zum Residenzschloß wurde 1822 auf Geheiß König Wilhelms wieder abgebrochen. Besondere Sorgfalt verwandte Fischer auf die Gestaltung des Inneren. Im Corps de Logis entstand zu ebener Erde der Examinationssaal, darüber der „Disputiersaal“, eben jener oben beschriebene Festsaal;

die beiden inneren Flügel nahmen die Schlafräume auf, die äußeren die Unterrichtsräume und einzelnen Sammlungen, Magazine und Wohnräume für Offiziere und Aufseher. Besonders reich wurde der Speisesaal des Herzogs im rechten äußeren Flügel (gegen das heutige Theater) ausgestaltet: dort entstand das sogenannte „Tempelchen“ mit zwölf freistehenden Säulenpaaren korinthischer Ordnung mit einem unteren und oberen Umgang und einer blau getünchten Flachkuppel, ein Kleinod der Architektur. Daran schloß sich der Speisesaal der Zöglinge mit einer ringsum laufenden Galerie an, dessen Decke 1780 von Guibal und seinen Schülern Heideloff und Hetsch ausgemalt wurde. Zwischen den dreiviertelhohen Säulen an den Wänden des Saales kamen die Büsten der „größten Beförderer der Wissenschaften und Künste“ zu stehen. Auf dem gleichen Stock, am Ende des Flügels gegen die heutige Neckarstraße, wurden die Apotheke und, im rechten Winkel daran anschließend, die Krankenzimmer untergebracht, wo Schiller als angehender Mediziner seine ersten Aufzeichnungen machte. Unter dem Speisesaal lag der Rangiersaal, in dem die gesamten Zöglinge vor dem Speisen antreten mußten und wo sie im Winter Turn-, Fecht- und Tanzübungen machten, und im Anschluß daran das „Winterbad“. In der Folge fanden in der nordöstlichen Ecke der Bauten die Kupferstecherschule und im Mansardenstock die Kupfer- und die akademische Druckerei Unterkunft, im Planieflügel die Bibliothek. Der vordere Offizierspavillon gegen die nun durch Abbruch einiger Häuser und Einebnung des Geländes entstehende „Planie“ wurde zur Wohnung des Intendanten Seeger bestimmt, der hintere für Offiziere und Aufseher; darüber kam 1782 der zweigeschossige Senatssaal.

In für die Umstände ungewöhnlich kurzer Zeit – monatelang sollen nicht weniger als 680 Mann bei dem Bauwesen beschäftigt gewesen sein – stellte Fischer den Umbau fertig. Am 18. November 1775 hielt die Militärakademie, von der Solitude kommend, ihren feierlichen Einzug. Für die Erholung der Jugend entstand in den nächsten Jahren vor dem rechten Außenflügel der 6½ Morgen große Akademiegarten nach englischem Stil mit drei ovalen Teichen, in denen Springbrunnen spielten. Nach den Straßenseiten hin wurde der ganze Komplex durch Baumreihen abgeschlossen, im Innenhof eine vergoldete Statue des herzoglichen Stifters erstellt, die Dannecker und Scheffauer nach einem Entwurf Lejeunes geschaffen hatten. Sie mußte zu Anfang des 19. Jahrhunderts dem von Platanen umgebenen Brun-



Der Akademiehof mit dem Brunnen des Hofbaumeisters von Thouret (1807)

nen mit Obelisk und wasserspeienden Löwen nach dem Plan Thourets weichen.

In der ehemaligen Kaserne – gegen deren Verwendung für die Militärschule die Landstände vergebens protestierten –, erlebte die einzigartige Schöpfung Carl Eugens ihre Blütezeit, ihre Erhebung zur Universität und ihr jähes Ende mit dem Tod Herzog Carl Eugens am 21. Oktober 1793. Sein Nachfolger wußte mit dem Institut nichts anzufangen und entschloß sich angesichts der Bedrohung durch die Heere der französischen Revolution in ängstlicher Sparsamkeit zu seiner Aufhebung auf Ostern 1794. Die Gebäude, auf die der Name der Schule übergegangen war und die man nur noch als „Akademie“ bezeichnete, standen neuer Verwendung offen.

Über ihre vorläufige Bestimmung entschied ein persönlicher Besuch Herzog Ludwig Eugens, der die bisherige Wohnung des Intendanten von Seeger dem Oberstallmeister von Schenk zum Quartier anwies, die Räume links und rechts des Festsals, der auch als vorläufige Akademiekirche gedient hatte und nunmehr Hofkirche wurde, für die herzogliche Privat-

bibliothek bestimmte und den Planieflügel zu einer Stallung für 100 Pferde und das nötige Personal zurechtzumachen befahl. „Olim musis nunc mulis“ soll ein Spaßvogel an die Wand der alten Hörsäle geschrieben haben. Der große Speisesaal sollte für Redouten und Bälle benützt, der Akademiegarten der Öffentlichkeit als Promenadeplatz zugänglich gemacht werden. Den Künstlern der Akademie aber gestattete der Herzog, in ihren alten Räumen weiterzuarbeiten, hatte er doch die Absicht, die mit der Hohen Carlschule verschmolzene Académie des Arts wieder aufleben zu lassen. Ebenso plante er, den Militärunterricht in Verbindung mit dem Gymnasium illustre wieder aufzunehmen und dazu Räume der Akademie zu benützen. Allein er starb, ehe er seine Pläne verwirklichen konnte, und ebensowenig gelang es seinem Bruder und Nachfolger Friedrich Eugen, sie in die Tat umzusetzen. Die Stürme der napoleonischen Kriege brausten über Württemberg hinweg und führten eine neue Epoche herauf, der auch der neue Regent, Herzog, dann Kurfürst und seit 1806 König Friedrich angehörte.

Während dieser vom Kriegslärm erfüllten Jahre stand die Akademie ihrer Einrichtungsgegenstände und Kunstschatze zum größten Teil beraubt: sie wurden versteigert oder nach Schloß Ludwigsburg verbracht. Die Räume dienten nun Wohnzwecken, wurden aber immer stärker für den Hof herangezogen, dem die Akademie fortan ausschließlich dienen mußte. Sie stand nun ganz im Schatten des Neuen Schlosses, was in ihrer offiziellen Bezeichnung Ausdruck fand, die etwas umständlich „Schloßnebengebäude“ lautete. Im Volksmund aber sprach man weiter von der „Akademie“, bis sich um die Jahrhundertwende dieser Name wieder allgemein durchsetzte.

König Friedrich verlegte in die so nützlich bei seiner Residenz gelegenen Baulichkeiten sowohl sein Kabinett wie die Arbeits- und Wohnräume seiner vornehmlichen Hof- und Staatsdiener. Hier wurden nun die Adjutanten und Offiziere untergebracht, die persönlichen Bediensteten, der Staatssekretär von Vellnagel wie der einzige Freund des Königs, der früh verstorbene Graf Zeppelin. Bis 1808 wohnten in der Akademie samt ihren Familien: Hofmarschall von Münchhausen, Oberjägermeister von Lützow, Oberhofintendant und Generaladjutant Graf von Dillen, Oberstallmeister Graf von Goerlitz, Kabinettskanzleidirektor von Menoth, Hofrat Lehr als Vorleser S. Majestät und Leiter des Theaterwesens, Kapellmeister Kranz, Kabinettssebenist Klinckerfuß, Bibliothekar Pfau, Leibarzt Duvernoy, um nur die wichtigsten Namen und Hofchargen zu nennen. Daneben gab es noch eine Menge kleiner Bedienter und Aufwärter bis herunter zu den „Hofwaschfrauen“. Dies erforderte eine genaue Aufsicht, um Ruhe und Ordnung zu wahren. Die Tore zur Akademie, die zunächst nur von der Planieseite her zugänglich war, wurden deshalb abends 10 Uhr geschlossen. Danach erhielt nur Zutritt, wer sich mit einer Einlaßkarte ausweisen konnte und Träger einer brennenden Laterne war. Ausgenommen waren Offiziere, namentlich solche, die bei dem kgl. Kadetteninstitut angestellt waren.

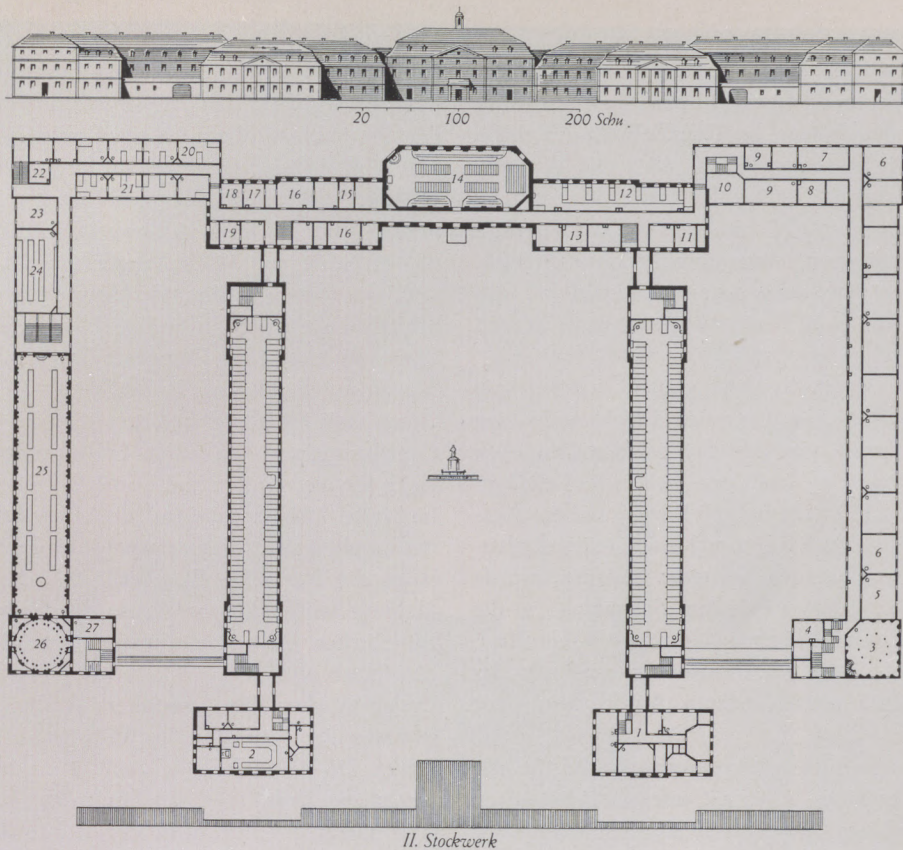
Seit 1805 beherbergten die Räume nämlich wieder eine Offiziersbildungsanstalt, da sich seit der Aufhebung der Hohen Carlsschule der Mangel einer solchen Schule immer stärker fühlbar gemacht hatte. Nach dem Entwurf eines Carlsakademisten, des Generalquartiermeisters Ferdinand von Varnbüler, war das Institut ins Leben gerufen worden. Es stand unter dem Kommando des Feldzeugmeisters und Gouverneurs von Stuttgart, von Beulwitz, gleichfalls eines alten Akademisten, der auch in dem Gebäude wohnte. 1809 zählte das Kadetteninstitut 16 Edel-

knaben, 76 Militär- und 8 Forstkadetten unter Aufsicht eines Stabsoffiziers mit vier Hauptleuten samt den nötigen Unteraufsehern, während 20 Lehrer Unterricht erteilten. Wie bei der Hohen Carlsschule handelte es sich um ein Internat: die wenig bemitelten Kadetten wurden auf königliche Kosten erzogen und waren dafür zum württembergischen Heeresdienst verpflichtet. Untergebracht war das Institut in den beiden östlichen Flügeln; die Räume hatte wieder Architekt Fischer eingerichtet, der auch die anderen nötig werdenden Umbauten vorzunehmen hatte.

Als die Kadettenschule bei der großen Truppenverminderung von 1817 aufgehoben wurde – um 1820 in Ludwigsburg wieder zu erstehen –, verlegte man die Geheime Kriegskanzlei in ihre diesmal nach Plänen von Thouret umgestalteten Räume (14 Zimmer im 3. Flügelbau), während das Kabinett im Außenflügel Unterkunft fand. Darunter richtete Thouret vier Hengstställe ein. 1874 zog das Kabinett dann endgültig in die „etwas heruntergekommenen Räume im westlichen Flügel des Schloßnebengebäudes“ an der Planie.

Die Hofbibliothek, zunächst noch „königliche Privat-Bibliothek“, befand sich seit 1811 im ehemaligen Speisesaal der Akademisten, den Thouret 1815/16 entsprechend verändert hatte. Schon wenige Jahre später mußten Fensterläden, Türen und Fenster repariert werden. 1819 meldete Sekretär Moser, der Boden im Arbeitszimmer der Bibliothekare sei äußerst schadhaft; 1825 war das Dach so schlecht geworden, daß bei stärkerem Regen das Wasser in die Gebäude drang und die wertvollen Bücher gefährdete. Ähnlich war es auch bei den anderen Gebäuden: das 1817 eingerichtete Kabinett mußte schon drei Jahre später unter Thourets Aufsicht repariert werden. Der Unternehmer, dem man schlechte Arbeit nachweisen konnte, wurde streng zur Rechenschaft gezogen. 1813 meldete Graf Dillen, im Planieflügel seien viele Scheiben eingeworfen, deren Instandsetzung beträchtliche Kosten verursachen werde. Die Inhaber der Stallungen und Remisen wurden verpflichtet, künftig besser darauf zu achten und Schäden zu melden, doch bereits 1824 waren neue Ausbesserungen an diesem Flügel nötig. Seit 1833 mußte jährlich eine beträchtliche Summe für Reparaturen in den Etat des dafür zuständigen Oberhofmeisteramts eingesetzt werden.

Auch in den Höfen war es nicht zum Besten bestellt. Im ersten Seitenhof z. B. befanden sich 6 offene Dunggruben für die Pferde des Wachpiketts, in denen sich Wasser sammelte, das nicht abfließen konnte. Im Sommer verbreitete der Dung daher einen „großen Gestank“, über den sich nicht nur Staatssekretär von



Aufriß und Grundriß des 2. Stockwerks der Akademie nach Batz,
Beschreibung der Hohen Karls-Schule zu Stuttgart, 1783

Vellnagel, sondern auch die anderen Akademiebewohner nachdrücklich beschwerten. Ein Zufüllen der Gruben wurde nicht gestattet, dafür aber ein Abfluß zum Nesenbach angelegt und das Bedecken der Gruben angeordnet. Die Klagen über mangelnde Reinlichkeit in den Höfen wollten ebensowenig verstummen wie die über das schadhafte Pflaster. Als einige Pferde wegen der Unsauberkeit ihrer Ställe erkrankten und verendeten, mußte sich der König selbst mit der Frage befassen und eine strenge Anordnung für die Reinigung der Ställe und Höfe erlassen. 1840 wurde vor dem Eingang zum kgl. Leibstall ein Asphaltpflaster angelegt – eines der ersten in Stuttgart –, 1855 aber wieder durch Steinplatten ersetzt, weil die Pferde auf dem Asphalt leicht ausglitten und den täglich ausreitenden König gefährdeten. 1858 mußte das zehn Jahre zuvor angelegte „Steinpflaster-Trottoir“ in der Neckarstraße erneuert werden, da es so ausgetreten war, daß das Regenwasser darin stehenblieb.

Auch mit den Akademiebewohnern ging nicht immer alles glatt ab. Manche hatten ihre Eigenheiten, wie der Obersthofmeister König Wilhelms I., Graf von Wintzingeroda, der in den Heizwinkeln seiner Wohnzimmer hölzerne Stangen zum Räuchern von Fleisch angebracht hatte, bis er von der Feuerschutzpolizei dringend aufgefordert wurde, sie zu entfernen. Jeder Regentenwechsel brachte einen Wechsel der Akademiebewohner mit sich, da sich der Hofstaat nach dem Willen des neuen Herrn veränderte. Unter König Wilhelm I. bezogen die Schloßnebengebäude die Generalmajore von Wimpffen, von Spitzemberg, von Scheler, die Kammerherren und Adjutanten Graf von Leutrum, von Trott, von Maucler, von Gemmingen, von Degenfeld, von Hardegg, von Beroldingen und die Stallmeister Graf von Solms und von Taubenheim. Der Hofarzt Duvernoy († 1829) wurde von Hofchirurg Oelhafen und den Hofärzten v. Hardegg und Elsaesser abgelöst. Seit 1837 bis zu seiner Pen-

sionierung 1839 wohnte auch Hofbaumeister Salucci in der Akademie. Einige um das Königshaus besonders verdiente Männer durften auch nach ihrer Zuruhesetzung wohnen bleiben, so Theaterdirektor v. Lehr (von 1808 bis zu seinem Tode 1854) und Staatsrat v. Kiemeyer, einst Zögling der Hohen Carlsschule, dann ihr Professor für Naturwissenschaften, der 1844 in den Wohnräumen seiner Jünglingsjahre verstarb. Die Wohnung war dann aber so „verwohnt“, daß Fußboden, Türen und Fenster völlig erneuert werden mußten.

Gleich nach seinem Regierungsantritt hatte König Wilhelm einen Raum für seine Gewehrsammlung gewünscht, der in der Beletage bei der Bibliothek gefunden wurde, im Saal, „wo bisher die Leibjäger geschlafen“, d. h. im ehemaligen Rangiersaal der Akademie. Als man im Krieg von 1866 fürchtete, preussische Truppen würden Stuttgart besetzen, wurde eine Fluchtung der wertvollen Sammlung in die Schweiz erwogen; Wilhelms Nachfolger, König Karl, lehnte es jedoch ab. 1892 wurde sie dann aus der Akademie nach einem anderen Aufbewahrungsort verbracht.

Ihr eigenes Geschick hatte die einstige Kirche der Hohen Carlsschule: seinerzeit nur als Provisorium bis zur Errichtung eines eigenen Kirchenbaus gedacht und daher in den Festsaal der Schule verlegt, bestimmte sie König Friedrich ausschließlich zum Gottesdienst für das königliche Haus, den Hofstaat und die Garden. Offiziell wurde sie aber nicht als Hofkirche, sondern nur als „Schloßkapelle“ bezeichnet. Auch dieses Gebäude war Gegenstand ständiger Sorgen: 1813 stellte man den Schwamm im Fußboden fest, 1815 war die Orgel erneuerungsbedürftig (Thouret schlug daher die Aufstellung der Wiesensteiger Stiftskirchenorgel und die Abgabe des schadhafte Instruments an das Theater vor), 1820 drohte die Glocke samt dem Türmchen herunterzufallen, als man sie seit der Carlsschulzeit erstmals wieder läutete – die Akademiebewohner eilten ob des ungewohnten Klangs erschreckt ins Freie und glaubten, eine Feuersbrunst sei ausgebrochen –, 1833 mußten die schadhafte Kirchenstühle, 1844 der königliche Stand in der Hofkirche ausgebessert werden, 1845 erhielt die Glocke einen Sprung und verlangte Ersatz, und 1852 mußte man die tragenden Balken der Empore auf ihre Tragfähigkeit prüfen, weil diese herabzustürzen drohte. Dazu kamen die sich häufenden Klagen des bekannten Hofpredigers Grüneisen, sein Gottesdienst werde durch lärmende Knaben gestört, die sich allen Vorsichtsmaßnahmen zum Trotz immer wieder einschlichen und sich auch durch die Anwesenheit des

Königspaares nicht einschüchtern ließen. Vorsichtshalber wurde die Sakristei gegen Einbruch mit Gittern und großen Sicherheitsschlössern versehen.

Die Bestimmung, die Kirche sei ausschließlich dem Hof vorbehalten, wurde nicht streng eingehalten. 1861 mußten die Sitze vermehrt werden; die „Garniskirche“ (!) faßte nun insgesamt 750 Personen: 445 im Schiff und 305 auf der Empore. Doch schon 1865 wurde die Kirche mit der Einweihung der „neuen Schloßkapelle“ entbehrlich. Für einige Zeit wurde der Raum der englischen Gemeinde Stuttgarts zur Verfügung gestellt, bis diese in der Olgastraße ihr eigenes Gotteshaus erhielt. Die Orgel überließ man dem Orgelbaumeister Walker in Ludwigsburg als Ausgleich für die von ihm in die Schloßkapelle gelieferte. Im Herbst 1865 bat die katholische Kirchengemeinde um vorübergehende Überlassung der Hofkirche, solange die baufällige St. Eberhardskirche gründlich überholt wurde. Zuvor wurde der Raum für den katholischen Gottesdienst umgestaltet; die Arbeiten unterbrach der Krieg von 1866, während dessen Dauer der ehemalige Festsaal zur Aufbewahrung der gesammelten Vorräte des Württ. Sanitätsvereins diente. Diese räumte man 1868 in die unbenutzten Zimmer im Erdgeschoß des Phull'schen Pavillons (in dem früher der Senatssaal der Hohen Schule war) um, damit in der alten Hofkirche der katholische Gottesdienst abgehalten werden konnte. In Ermangelung der entfernten Orgel bediente man sich dabei des Harmoniums der Königin. Die nun nicht mehr gebrauchten Bänke der Kirche verkaufte man an die Heil- und Pflegeanstalt in Stetten, wo sie wieder in der Kirche aufgestellt wurden. Schon am 24. November 1868 konnte der katholische Gottesdienst wieder in seine alte Kirche zurückverlegt werden; im Dezember diente die Hofkirche bereits als Versammlungsort für die erstmals einberufene evang. Landessynode, die am 18. Februar 1869 feierlich eröffnet wurde.

Dann aber war es mit der kirchlichen Verwendung des Gebäudes vorbei. 1869 mußte es im Erdgeschoß das Wachlokal der Schloßwache aufnehmen, während die Schloßverwaltung die beiden darüberliegenden Stockwerke für sich in Anspruch nahm. Die anliegenden Bewohner waren von der militärischen Verwendung des Corps de Logis wenig erbaut, wurden sie doch durch das nächtliche Antreten der Wache, die zuvor in einem entlegenen Teil der Akademie untergebracht gewesen war, empfindlich gestört. Beschwerden brachten nur vorübergehend Abhilfe. 1898 stellte man zur besseren Wirkung noch 2 Geschütze vor dem Gebäude auf, die das Kriegsministerium auslieh. Im gleichen Jahr räumte man Teile des Magazins



Die Rotunde oder das Tempelchen in der Akademie
Hier pflegte der Herzog mit Franziska von Hohenheim zu speisen

der Herzogin Wera ein „behufs Verpackung der Aussteuer Ihrer Königlichen Hoheit der Herzogin Olga.“ Noch aber war dem einstigen Festsaal eine andere Aufgabe bestimmt; er sollte auch der Kunst dienen. Die Erinnerung an die einstige Académie des Arts und den Kunstbetrieb der Hohen Carlsschule, der nach dem Willen Herzog Ludwig Eugens deren Aufhebung überleben sollte, war nicht verlorengegangen. Lange noch hatten Künstler und Kunstprofessoren in der Akademie gewohnt und weitergearbeitet, so besonders der berühmte Kupferstecher Joh. Gotthard Müller und später Galeriedirektor v. Seele, den König Friedrich hochschätzte († 1814). Seeles Arbeitszimmer blieb unverändert, bis 1817 sein Schüler, der Historienmaler v. Schnizer, um Überlassung des Raumes bat, da er für die Königin ein Bild fertigstellen sollte. Pietätvoll ließ er alle Statuen und Büsten aus

Gips, die sein Vorgänger hinterlassen hatte, stehen und bat nur um Entfernung der Malereien und hölzernen Gestelle. 1820 wurde ihm wiederum ein Atelier in der Akademie angewiesen, als ihm König Wilhelm den Auftrag erteilte, sämtliche Schlachten der französischen Feldzüge 1813/14 zu malen. Er begann mit einem großen Karton der Schlacht von Brienne, für den sich genügend Raum nur in der Akademie fand. Als er 1833 angeblich ohne triftigen Grund von der Schloßverwaltung aus seinem Atelier verwiesen wurde, war er darüber jahrelang so verbittert, daß er eine wütende Zeitungskampagne gegen die Schloßverwaltung führte und mit seiner Beschwerde bis vor den Landtag ging. 1836 ließ er sich jedoch gegen Zusicherung eines Lokals mit freier Heizung in der Akademie dazu bestimmen, seine unterbrochene Arbeit an dem Gemälde der Schlacht von Montereau

fortzusetzen, das er 1839 dem König vorführte. Dieser bot ihm 300 Louisdor dafür, was Schnizer als viel zu wenig ablehnte. Er ließ das Gemälde aus Schloß Rosenstein wieder abholen und behielt es für sich.

Sein Beispiel, die Akademiezimmer als Arbeitsräume zu benutzen, machte Schule. 1839 erbat sein Atelier der mit der Anfertigung des Hauptaltarbildes für die katholische Kirche in Stuttgart beauftragte Professor Dieterich, 1842 der Bildhauer L. Hofer für die „Skizzierung der Kolosse von Montecavollo“. In späteren Jahren war es der Bildhauer Ernst Curfeß, der in der Akademie verschiedene Büsten herstellte, sowie ein Grabdenkmal für den Fabrikanten Löfflund (1882/83), während 1872 ein Professor Schmid ein großes Glasgemälde für die Kirche in Nagold anfertigte.

Aber auch das Theater suchte sich Räume in der benachbarten Akademie zu sichern, namentlich um dort seine großen Kulissen und Prospekte malen zu lassen, für die im Theatergebäude selbst kein Platz vorhanden war. Als 1869 die Schloßwache in die ehemalige Hofkirche einzog, ging sogleich ein Antrag des Theaters ein, die oberen Räume als Malersaal benutzen zu dürfen. Das Oberhofmeisteramt verwies zunächst auf einen im 3. Stock des Alten Schlosses gelegenen Saal, der schon früher zu solchen Zwecken benützt worden war, mußte dann aber auf Drängen der Theaterintendanz doch nachgeben und die Benützung der leichter heizbaren oberen Räume der Schloßkirche zugestehen. Die Säulen des alten Festsaaus wurden dazu entfernt, 1877 mußte auch das alte Türmchen auf dem Dach abgerissen werden, da seine Balken verfault waren. Noch war die Überlassung der Räume für die Zwecke des Theaters zeitlich bemessen; erst 1896 erreichte der von König Wilhelm II. berufene Intendant der Hoftheater, Hans Edler Herr von Putlitz, die dauernde Benützungsgenehmigung. Er selbst wohnte übrigens seit 1895 selbst in der Akademie, nachdem sein Vorgänger Kiedaisch die Wohnung geräumt hatte. Das Karten- und Plankabinett, seit König Friedrich in der Nähe des königlichen Kabinetts untergebracht, und oft genug in andere Zimmer der Akademie verlegt, hatte vorübergehend in der Hofkirche Unterkunft gefunden: nun mußte es ein letztes Mal wandern. Es wurde in den ehemaligen Rangiersaal verlegt, in die Nähe der Hofbibliothek, weil dort durch die Entfernung der Gewehrkommer Platz geworden war. Intendant Putlitz erreichte auch bei seinem theaterfreudigen König, daß die Schloßverwaltung die Hofkirche ganz räumen mußte, so daß nun ein großer Malersaal gewonnen

wurde, in dem zwei Theaterprospekte nebeneinander aufgelegt und bemalt werden konnten. Bis 1912 blieb der Festsaal so den Zwecken des Theaters vorbehalten, dann entstand im Neubau des Hoftheaters an seinem heutigen Platz ein eigener Malersaal. Um die freiwerdenden Lokalitäten bewarb sich sogleich die Akademie der bildenden Künste, da sie ihre Atelierschüler in den ihr zur Verfügung stehenden Räumen nicht mehr unterbringen könne. Das Gesuch wurde jedoch mit dem Hinweis auf den schlechten baulichen Zustand dieses Teils der Akademie abgelehnt. Mitten im ersten Weltkrieg diente der alte Festsaal nochmals künstlerischen Zwecken, als der junge Bildhauer Hermann Brachert um einen Raum für sein 2.70 m hohes Totendenkmal bat, zu dem der Fabrikant Robert Bosch 8000 Mark zur Verfügung gestellt hatte.

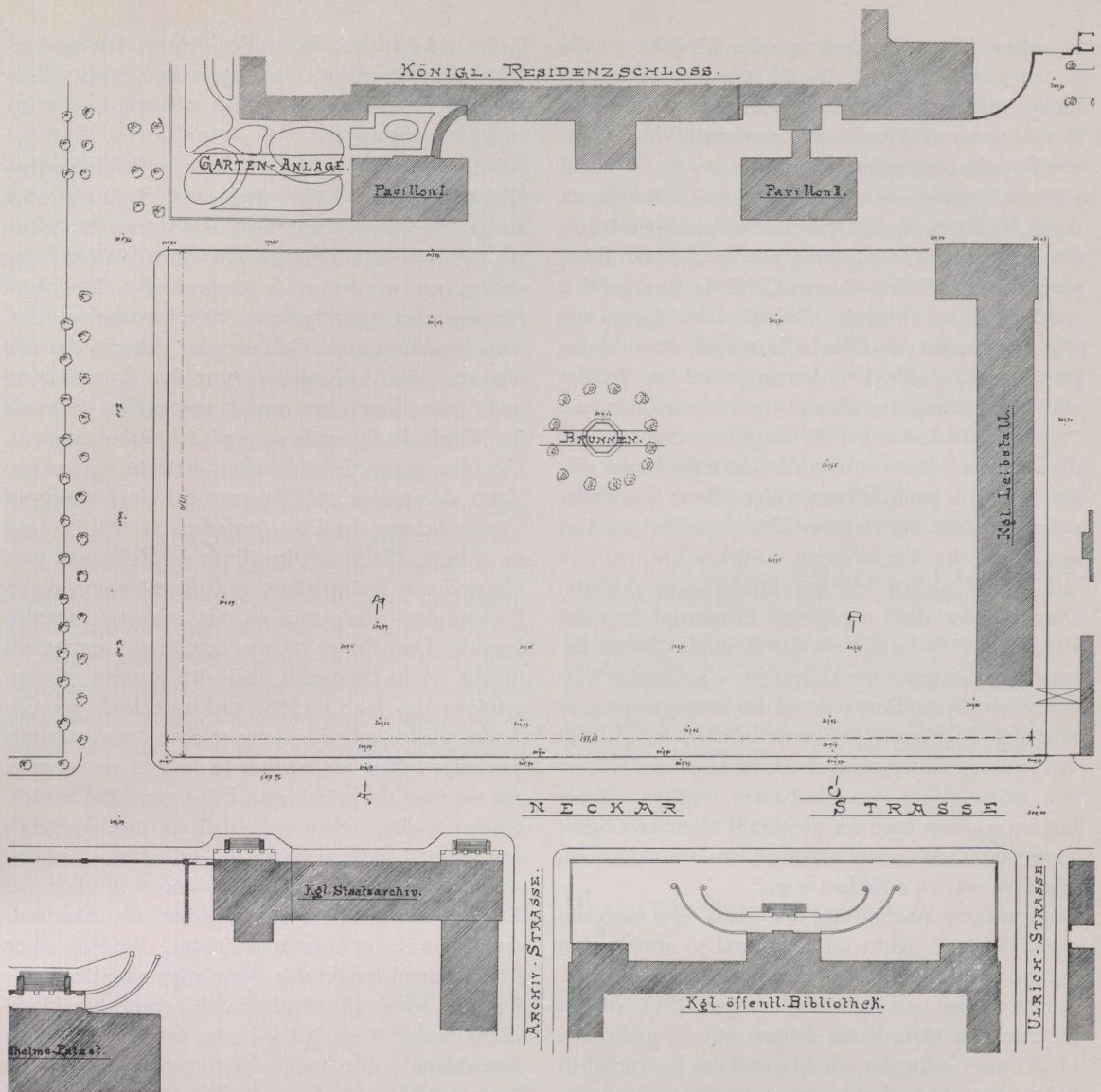
Große Raumsorgen hatte in zunehmendem Maße die Hofbibliothek, seit 1811 unverändert im ehemaligen Speisesaal einquartiert. Bei einem jährlichen Zuwachs von rund 1000 Bänden war dessen Fassungsvermögen erschöpft, so daß man zu dem verzweifelten Mittel griff, einen Teil der älteren Bestände auszuscheiden, wobei manch seltenes und kostbares Werk verloren ging. Als nun auch noch die Privatbibliothek des verstorbenen Königs Karl untergebracht werden sollte, war guter Rat teuer. Der Leiter der Bibliothek, Dr. Zoller, erklärte sich dazu außerstande und bat 1892 um Überlassung wenigstens eines Teiles des alten Rangiersaals. Sein Gesuch blieb ohne Erfolg, so daß er es im April 1896 bei der Verlegung des Karten- und Plankabinetts erneuerte, mit dem er sich in den Saal zu teilen erbot . . . Weder die Abgabe der Inkunabeln und Handschriften an die öffentliche Bibliothek (die heutige Landesbibliothek), so erklärte er in seinem Gesuch, noch der Verkauf einer Anzahl von Fächern mit Büchern im Jahre 1885, wobei Wertvolles weggegeben worden und Wertloses geblieben sei, habe eine nennenswerte Entlastung des drückenden Platzmangels gebracht. Abhilfe sei nur zu schaffen durch eine Verbindung von Rangier- und Probesaal mit der Bibliothek durch Öffnung zweier zugemauelter Türen an ihrem Ende, zwischen denen die Büste König Friedrichs als Gründer der Bibliothek stehe. So würde der Mittelgang des Saales frei, über dem das große Guibal'sche Gemälde prange. (Dieses hatte man 1881 durch Aufkleben von Leinwand vor dem Verlust retten können, als das Balkenwerk des Mansardenstocks schadhaft geworden war.) – Endlich fanden die Vorstellungen des Bibliothekdirektors Gehör: die von ihm beantragten baulichen Veränderungen wurden durchgeführt, der Rangiersaal zwischen Bibliothek und Karten- und Plankabinett ge-

Reitbahn im Akademiehof. Langsam aber machte sich die Tendenz bemerkbar, die Wohnungen zugunsten von Büroräumen einzuschränken, auch wenn diese Büros nicht den Zwecken des Hofes dienten. 1881/84 fand der Württ. Kriegerbund kostenlose Unterkunft, 1899 wurde dem „Comité zur Einführung von Krankenpflegekästen (Charlottenpflegen) in Landgemeinden“ Unterstellraum für seine Apparate überlassen, während des ersten Weltkrieges erhielt die „Behörde zur Regelung und Streckung der Mehlvorräte“ ein Lokal, und besonders das Rote Kreuz und die Gefangenenfürsorge sowie die „militärische Oberaufsicht über die Lazarette“. 1919, nach der Abdankung König Wilhelms, verlegten die Staatsminister Baumann, Heymann und Dr. Lindemann ihre Arbeitsplätze in die Akademie, und auch Leutnant Hahn, der spätere Oberpolizeipräsident von Stuttgart, damals noch Führer einer Sicherheitskompanie, hielt mit seinem Sekretär Einzug in die alten Räume.

Es war freilich kein allzu angenehmer Aufenthalt mehr, denn bei einem Wolkenbruch konnte es vorkommen, daß der Regen durch die geschlossenen Fenster drang und sich auf dem Boden verbreitete, wo er dann meist in den großen Ritzen versickerte. Die Vorstellungen und Vorschläge wegen dringend notwendiger Reparaturen im Innern und Äußeren der Baulichkeiten wollten nicht mehr verstummen. Die jährlich ausgesetzten Mittel erlaubten aber immer nur Teillösungen: dem oftmals geflickten Rock wurde ein neuer Flecken aufgesetzt. Dabei belief sich die für Reparaturen jährlich ausgeworfene Summe in den Jahren 1905–1910 auf rund 11 000–15 000 Mark, Neuanschaffungen wie die Einrichtung einer Erdölbeleuchtung 1868 oder die Installation elektrischen Lichts in den Wohnungen 1905/08 nicht inbegriffen. Die Unhaltbarkeit dieser Zustände veranlaßte die zuständigen Stellen, auf gründliche Abhilfe zu sinnen. Da mit bloßen Reparaturen nicht mehr geholfen war, entschloß man sich zu einer radikalen Lösung: den Abbruch der ganzen Akademiegebäude mit Ausnahme des Flügels, in dem der Leibstall und die Hofbibliothek untergebracht waren, also des baulich wertvollsten und schönsten Teils, und den Neubau zweckdienlicher Gebäude an ihrer Stelle. Für die Planung wurde ein öffentlicher Wettbewerb ausgeschrieben, an dem sich alle deutschen Architekten beteiligen konnten. In einem gedruckten Ausschreiben wurden die Bedingungen bekanntgegeben: bis 5. Oktober 1893 sollten Pläne zu Neubauten für das königliche Kabinett, dessen Kanzlei, das Oberkammerherrn-, Hofjagd- und Stallamt, den Marstall und die Schloßwache

samt den nötigen Wohnungen für die Beamten eingereicht werden. Als oberste Preisgrenze waren 1 600 000 Mark angesetzt, eine Summe, die dann auf 2 Millionen Mark abzüglich 150 000 Mark für Straßen und Kanalisation (die die Stadt Stuttgart, nicht der Hof zu tragen hatte) erhöht wurde. Diesen Betrag hoffte man durch den Verkauf des Marstallgebäudes in der Königstraße aus Hofbesitz an den Staat zu erlösen; sein Wert war mit 1 700 000 Mark angesetzt. Eine Entscheidung des Königs besagte, daß wenn diese Summe nicht durch den Verkauf erzielt werden könne, die ganze Angelegenheit in Anstand bleiben solle. Da die Verhandlungen mit dem Staat zunächst einen sehr günstigen Verlauf nahmen, schien dies nicht zu befürchten zu sein. Als 1. Preis des Wettbewerbs waren 5000.–, als zweiter 3000.–, und als dritter 2000.– Mark ausgesetzt. Zum angegebenen Termin, der auf den 1. April 1894 verlängert worden war, lagen 15 Entwürfe vor, die am 13. April in den zwei kleinen Sälen des Königsbaus öffentlich ausgestellt wurden. Am 18. April trat das Preisgericht zusammen, bestehend aus Hofbaudirektor a. D. Egle, den Oberbauräten Berner und v. Sauter, Architekt Reck, Prof. v. Thiersch aus München, Hofkammerpräsident Freiherr v. Herman und Oberhofmarschall Freiherr v. Wöllwarth. Nach eingehender Begutachtung wurde der 1. Preis dem unter dem Motto „La Guêpière“ eingesandten Entwurf der Architekten Eisenlohr und Weigle in Stuttgart zuerkannt. Den 2. Preis erhielt der Stuttgarter Architekt Karl Hengerer, den 3. die Architekten Neher und v. Kaufmann in Frankfurt a. M. Damit hatte das Preisgericht als beste Lösung einen Entwurf bezeichnet, der die Grundform zweier ineinandergefügtter Hufeisen mit geräumigem Innenhof und seitlichen Hofanlagen gewählt hatte. Der 2. Preis galt dem Vorschlag zweier Gebäude-Hauptgruppen gegen Planie und Leibstall, während der dritte für den Plan einer ringsum geschlossenen Gesamtanlage mit großem Mittelhof und zwei geräumigen Seitenhöfen verliehen wurde.

Wohl lagen nun die Entwürfe vor, aber zu ihrer Verwirklichung geschah nichts. Es wurde still um das Neubauprojekt: allem Anschein nach zerschlugen sich die Verhandlungen über den Verkauf des alten Marstallgebäudes. Der Plan war deswegen aber nicht aufgegeben, 1908/09 kam er erneut zur Sprache, nur war man sich diesmal nicht einig, wo der Ersatzbau für den Marstall erstellt werden solle; in endlosen Verhandlungen vergingen wieder einige Jahre. 1911 schien man einer Lösung nahe zu sein, als Bauplatz wurde die Stelle vorgesehen, wo nun der Landtagsneubau entstanden ist. Doch stand noch das Interims-



Diese Skizze lag der Ausschreibung für die Neuplanung des Akademiegeländes 1893 bei
(Ausschnitt aus einem Plan im Hauptstaatsarchiv Stuttgart)

theater im Wege, das nach dem Brand des alten Hoftheaters (auf dem Platz des Kunstgebäudes) neben dem Rosengarten entstanden war. Sein Abbruch war allerdings schon vorgesehen. In das neue Marstallgebäude sollten auch die kunstgeschichtlich wertvollen Teile der Akademie einbezogen werden, der Rest dem Projekt von Eisenlohr und Weigle weichen. Die Kosten dafür wurden allerdings schon auf 2½ Millionen Mark veranschlagt. Diese Erwägungen und Verhandlungen waren zwi-

schen den zuständigen Stellen geführt worden, ohne daß viel davon an die Öffentlichkeit gedrungen wäre, auch war kaum jemand im Publikum, der dazu Stellung genommen hätte. Dies wurde mit einem Schlag anders, als sich der „Bund für Heimatschutz“ unter seinem Vorsitzenden Professor Karl Donndorf mit der Frage befaßte und in der „Schwäbischen Kronik“ vom 12. März 1912 einen flammenden Protest gegen den Abbruch der Akademie, dieser Erinnerungsstätte an Schiller, veröffentlichte. Der Heimatbund beschloß

in seiner Jahresversammlung, eine Eingabe an die Krone zu machen, die Baulichkeiten zumindest in ihrem Äußeren unverändert zu lassen.

Der dafür zuständige Oberhofmarschall Schenk Graf von Stauffenberg nahm diesen Schritt sehr übel und erklärte spontan seinen Austritt aus dem Verein, da durch ihn Dinge in die Öffentlichkeit gezerzt würden, die wohl erwogen seien und mit möglicher Schonung der historisch wichtigen Gebäude durchgeführt werden sollten. Professor Donndorf bat darauf um eine Audienz bei dem Oberhofmarschall, die zu einem gewissen Ausgleich der Meinungen führte. Bei der nächsten Sitzung des Bundes für Heimatschutz, am 29. April 1912, wurden die Baupläne vorgelegt und die leitenden Männer in die Absichten des Hofes eingeweiht. Als unmittelbare Folge dieser Kenntnisnahme erschien ein weiterer Zeitungsartikel, in dem der Bund seine Forderungen zurücksteckte und sich mit den offiziellen Plänen einverstanden erklärte. Danach sollte das „am besten Erhaltene“ bewahrt werden: der Speisesaal mit der Rotunde – unter Erneuerung des gesamten Unterbaus – sowie der Mittelhof mit seinem Brunnen und der Baumgruppe. Der Rest der Akademie, so wurde erklärt, habe durch den feuchten Untergrund zu schwere Schäden erlitten und müsse daher den Neubauten weichen. Dieser Lösung stimmte auch der gleichfalls alarmierte Schillerverein zu, da „unter obwaltenden Umständen erreicht ist, was zu erreichen war.“

Doch bis zur Ausführung der Pläne war noch ein weiter Weg. Es fehlte an Geld, und so machte man da und dort Abstriche an den bereits fertig vorliegenden Plänen und Detailzeichnungen. 1913 wurden die zunächst geforderten Räume auf $\frac{2}{3}$ reduziert. Noch immer sollte der alte Marstall das Bauvorhaben finanzieren. Man dachte daran, nur einen Teil des Marstalls mit dem dazugehörigen Gelände zu verkaufen, den Rest aber zurückzuhalten, um dafür später höhere Preise zu erzielen. Eine solche Spekulation hatte ihre Berechtigung, da mit dem im Bau begriffenen neuen Hauptbahnhof am Ende des Marstalls auch die Grundstückspreise steigen mußten.

Inzwischen wurde das Interimstheater abgebrochen: damit war der Weg frei für den Bau eines neuen Reithauses Ecke Neckar- und Schloßgartenstraße. Am 4. Oktober 1913 genehmigte König Wilhelm II. die Verlegung des Marstalls von der König- an die Schloßgartenstraße nach den Plänen der Bau- und Gartendirektion, den Abbruch des alten Hofwaschgebäudes hinter dem Schloß und die Errichtung eines neuen hinter der Wilhelma sowie den Umbau des „Leibstallreithauses“ an der Neckarstraße, so daß es bis

Ende 1914 fertiggestellt sei. Sogleich wurden die Aufträge „verakkordiert“ und wegen der geringen Bautätigkeit sogar billiger abgeschlossen, als im Vorschlag vorgesehen war.

All diese Vorhaben brachte der erste Weltkrieg zu jähem Stillstand. Zwar wurde am Reithaus noch einige Zeit weitergebaut, doch bald kamen die Arbeiten auch hier zum Erliegen. Die Pläne für den Marstallneubau wurden noch ausgearbeitet, ihre Ausführung aber einer besseren Zeit vorbehalten. Auf dem brachliegenden Gelände des Interimstheaters pflanzten die Akademiebewohner ihre Kartoffeln an und bauten Kaninchen- und Hühnerställe, bis es als der Würde des Schlosses unzutraglich verboten wurde. Um das ganze Gelände aber erstellte man einen Zaun, der zugleich als Bauzaun bei einer künftigen Verwirklichung der Pläne gedacht war. 1915 gelang es, Arbeiter für die Fertigstellung des Reithauses vom Heeresdienst freizustellen, so daß wenigstens dieses Bauvorhaben einigermaßen abgeschlossen werden konnte. Die Preise waren allerdings sprunghaft in die Höhe gestiegen. Bei den großen Kriegserfolgen des Jahres 1916 tauchte sogleich der Gedanke wieder auf, die Umgestaltung des Akademiegebäudes sobald als möglich in Angriff zu nehmen. Als man auf die prämierten Pläne von 1894 zurückgreifen wollte, zeigte sich, daß sie zurückgegeben worden und nicht mehr verfügbar waren. Nachforschungen erübrigten sich: der weitere Verlauf des Krieges machte alle Pläne zunichte, die Akademie verblieb in ihrem bisherigen Zustand. Ihr Hof, schon früher Sammelpunkt für Fackelzüge vaterländischer Vereine, der Studentenschaft der Technischen Hochschule Stuttgart, des CVJM oder des Bundes „Jungdeutschland“, diente nun als Exerzierplatz für das Ersatzbataillon 119 bzw. die Landsturmataillone I und II. Im Herbst 1918 sammelten sich ein letztes Mal die Abteilungen des Bundes „Jungdeutschland“ in dem ehrwürdigen Hof, um zusammen mit anderen Stuttgarter Jugendvereinen dem König ihre Huldigung darzubringen. Dann brandeten auch über Württemberg die Wogen der Revolution hinweg. Am 9. November 1918 wurde die Hauptwache in der Akademie gestürmt, die Offiziere und Soldaten entwaffnet – Württemberg wurde Republik.

Zeitweilig war die Akademie nun Sitz von Regierungsbehörden, in der Hauptsache aber diente sie der Stuttgarter Polizei und der Staatsfinanzverwaltung bzw. dem Staatsrentamt als Unterkunft. In den einstigen Schlafsälen der Akademisten waren nun Kommandos der Schutzpolizei untergebracht, statt der Schulglocke ertönten jetzt die Sirenen der Überfall-

kommandos. Wie einst der Leiter der Hohen Carlschule, Intendant Seeger, in ihr gewohnt hatte, so fand nun Stuttgarts Polizeipräsident Klaiber hier Quartier. Die meisten noch benützbar Zimmer wurden zu Bürozwecken umgewandelt, im ehemaligen Speisesaal aber ruhte unberührt und unbetreut die wertvolle Hofbibliothek. (Sie konnte größtenteils gerettet werden und bildet jetzt einen Bestandteil der Landesbibliothek).

Wohl kündete eine Erinnerungstafel am Eingang der Akademie, daß hier einer der größten Geister Deutschlands seine Jugend verbracht hatte, aber nur wenige nahmen sich Zeit, die Akademie von innen anzusehen, und nur wenige Stuttgarter wußten um die Vergangenheit der Gebäude. Gespensterhaft erwachten sie für einen kurzen Augenblick in ihrem alten Glanz, als sie Kulisse für den Schillerfilm wurden. Dann senkte sich die Nacht des zweiten Weltkrieges über Deutschland: den schweren Luftangriffen auf Stuttgart vom 24. bis 29. Juli 1944 fiel wie so viele andere Zeugnisse auch die Akademie zum Opfer. Stuttgarts Stadtplaner stehen heute vor einer Aufgabe, die der zu gleichen scheint, vor die sich die Architekten 1894 auf Grund des Preisausschreibens gestellt

sahen, und doch ist sie grundsätzlich verschieden. Es geht nicht mehr darum, die Bauten der Akademie zu ersetzen, sondern das Gelände hinter dem Neuen Schloß so zu gliedern, daß eine Verbindung geschaffen wird zu dem neuen, oder besser zu dem wiedererstehenden Kulturzentrum, gebildet aus Staatstheater, Landtag, Landesbibliothek, Staatsarchiv, Wilhelmshofpalast. Ein Zentrum, das in Gefahr steht, durch den mächtigen Strang einer für den Verkehr erbreiteten Neckarstraße zerschnitten zu werden. Möge sich eine Lösung finden, die, vielleicht mit einer Grünpolze, die verschiedenen Bauwerke zusammenfaßt und mit dem Neuen und Alten Schloß zu einer Einheit verbindet. Vielleicht gibt sich dann Gelegenheit, der verschwundenen Akademie, der Hohen Carlschule und ihrem berühmtesten Zögling für kommende Generationen ein Erinnerungszeichen zu setzen.

Quellen und Literatur: HStA Stuttgart, E 21, Obersthofmeisteramt, Büschel 147–164; O. Widmann, R. F. H. Fischer, Stuttgart 1928; R. Uhlend, Geschichte der Hohen Karlsschule zu Stuttgart, Stgt. 1953; A. F. Bätz, Beschreibung der Hohen-Karls-Schule zu Stuttgart, 1783; G. Wais, Die Schillerstadt Stuttgart, Stgt. 1955; Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit, Eßlingen 1907 bis 1909; R. Krauß, Das Stuttgarter Hoftheater von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Stuttgart 1908.

Von den Rommelfiguren in Ulm

Von Clara Mayer-Bruckmann

In meiner Vitrine befinden sich viele schöne, seltene und seltsame Dinge, und doch übersieht selten ein Besucher das kleine, getönte Figürchen, das, wie man mir sagte, meinen Ururgroßonkel darstellen sollte. Ein Ulmer weiß sofort Bescheid, daß es sich dabei um eine originelle Rommelfigur handelt. Davon möchte ich jetzt erzählen: In Ulm gab es einmal eine Hafnerfamilie „Rommel“, die generationenlang diesem Handwerk treu blieb, über sich selbst hinauswuchs, bis sie schließlich bildende Künstler wurden, der Stolz der Vaterstadt! Es war nicht nur der künstlerische, sondern vor allem der kulturelle Wert, was sie so einmalig machte.

Wer ist nun der Stammvater der Familie? In den Ulmer Kirchenbüchern kommt ein Peter Rommel als „selig“ gewester „Überreiter“ im Hospital vor, der von 1606–1674 lebte und zwei Frauen hatte. Die

zweite Frau schenkte ihm einen Sohn namens Martin, der die Reihe der Hafner eröffnete. Auch er hatte wiederum zwei Frauen und hinterläßt einen Sohn, Johann Jakob. Aus der Ehe dieses Sohnes kommt der Vater der berühmten Rommelschen Familie, ebenfalls ein Johann Jakob. Er wurde am 13. Mai 1740 geboren und hatte wiederum zwei Frauen. Ein unerhörter Kindersegen lag auf dieser Familie. Die erste Frau schenkte ihm vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter, die zweite Frau, eine Katharine Brachert, weitere neun Kinder, darunter eine Tochter. Von den acht Söhnen sind vier dem Handwerk des Vaters gefolgt: Septimus, Nonus, Decimus und Lorenz. Recht originell und bezeichnend die lateinische Numerierung seiner Söhne!

Von ihm, dem alten Jakob, stammen zwei Ofenaufsätze eines sog. deutschen Ofens, der aus gußeisernem

Unterteil und einem vom Hafner gelieferten Aufsatz in Ton besteht, zierlich, feingliedert, von Girlanden umgeben mit reizvollen Basreliefs. Vorne und hinten sind in gemütsvoller Weise die Porträts der Besteller des Ofens angebracht, seitlich finden sich Darstellungen von Männern aus der griechischen Heldenzeit. Eine andere Arbeit zeigt das Oval mit Gerste, Schapf und Schaufel, den Stand des Bierbrauers an, aus den Initialen C. L. M. erkannte man den Ulmer Storchwirt und Bierbrauer Christoph Ludwig Maiser.

Ulm hatte auch noch verschiedene Fahnenhäuslein für Wetterfahnen, die in Ton vom alten Rommel gefertigt wurden, eine Sitte, die der Neuzeit ganz verlorengegangen ist. Von den Söhnen wird Septimus als der begabteste bezeichnet. Das Morgenblatt der gebildeten Stände, das im Verlag der Cottaschen Buchhandlung erschien, brachte am 29. März 1809 einen begeisterten Bericht über die Künstlerfamilie Rommel.

Einer der jüngeren Brüder, den das Los der Aushebung unter das Gewehr rief, machte mit den bayerischen Truppen den letzten Feldzug in Polen mit und bildete unter anderem bei seiner Rückkehr das Haus des polnischen Edelmannes mit seiner ganzen inneren Einrichtung und den Bewohnern in ihrem gewöhnlichen Tun und Leben so geschickt in Ton nach, daß das Dach und obere Fachwerk abgenommen, und so jeder einzelne Teil anschaulich dargestellt werden konnte. Das Ganze soll in Augsburg Beifall gefunden haben und in das Haus des Generals Wrede gekommen sein.

Alle Söhne durften bei dem zu jener Zeit einzig bewährten Zeichnungslehrer, Schlossermeister Beutz, das Zeichnen erlernen und wurden von dem Vater sehr frühzeitig zu seinem Geschäft angehalten. In höherem oder geringerem Grade hatten sie alle das Talent des Vaters geerbt im Anfertigen verschiedener Figuren aus feinem Ton, welche dann im Töpferofen gebrannt, hierauf gemalt und gefirnist wurden, in der Regel 8–10 Zoll hoch. In dieser Zeit gab es auf der Wintermesse eine eigene Bude mit solchen Figürchen, vor denen immer eine Menge Schau- und Kauflustiger standen. Die verblüffende Ähnlichkeit der Dargestellten rief große Heiterkeit hervor.

Im Jahre 1803 sollten Septimus und sein etwas jüngerer Bruder zum Militär ausgehoben werden. Ein kunstsinniger Rat der Landesdirektion ermunterte den Vater, die beiden als Künstler im Zeichnen und Bossieren prüfen zu lassen. Die Prüfung lieferte voll und ganz das Resultat ihrer Tüchtigkeit und Fähigkeit, so daß Septimus befreit wurde, aber Nonus

mußte dran glauben. Als er aus dem Feldzuge nach Polen heimkehrte, bildete er aus dem Gedächtnis eine polnische Edel- und Bauernfamilie nach, was allgemeinen Beifall fand. Eine bewundernswerte Gewandtheit und Geschicklichkeit hatte sich unser Septimus erworben, der sechzig Jahre lang die Kunst des Bossierens ausgeübt hatte. Seine scharfe Beobachtungsgabe und sein glückliches Gedächtnis ermöglichten ihm die Ulmischen Trachten aller Stände haarscharf nachzubilden. Bei einer großen Ausstellung fanden 140 Figuren beiderlei Geschlechts, welche die verschiedenen Stände und Berufsarten, sowie die Festkleidung der letzten 50 Jahre zeigten, großen Beifall, so daß sie aus kulturgeschichtlichen Gründen vom Archiv angekauft wurden. Besonders gut gelang ihm das Nachbilden der Stellung, ja sogar der Gesichtsbildung von Personen, die er, ohne daß sie ihm wie einem Maler gesessen hatten, mit einem Blick in ihrer Eigenart erfaßt hatte. Auch hohe Militärpersonen hatten sich von unserem Künstler nachbilden lassen, mit und ohne Pferd. Von seinem Humor zeugten sinnige Karikaturen.

Als König Friedrich von Württemberg im Jahre 1811 dem Fischerstechen beiwohnte, lieferten die Rommel die Figuren der Kämpfer im Kostüm nach Stuttgart, wo sie bei Hof sehr gut aufgenommen wurden, ebenso im folgenden Jahre zur ersten Kunstausstellung. Aber nicht nur in kleinen Figuren versuchten sich unsere Künstler, sondern auch mit Glück in größeren, wie z. B. der Statue der Diana in unserer Friedrichsau, eines Apollo für den Grafen v. Quadt von Isny, einer Flora für den Fürsten von Salm, einer Venus für den Grafen Fugger in Dietenheim in den Badegarten bei Brandenburg. Weiter verfertigte er Jagdstücke für hohe Herrschaften und versuchte sich auch in biblischen Darstellungen, z. B. „Die Rettung Moses durch die Königstochter in Ägypten. Septimus lebte als einziger unverheiratet in der Familie des jüngsten Bruders, ganz der Kunst ergeben mit Liebe, Eifer und köstlichem Humor.

Als eine der letzten Typen jenes altherwürdigen, leider verschwundenen Handwerks stehen die Rommel vor uns. In dieser vergangenen Zeit trieb das Kunsthandwerk noch Blüten und wurde, dies ist die Hauptsache, wohlgepflegt von dem Vater auf den Sohn vererbt.

Aber nun wollen wir uns die Figürchen in den Schaukästen des Museums näher ansehen und die damalige Zeit aufleben lassen. Mit unglaublicher Sorgfalt und Naturtreue sind hier die Stände und Trachten, Sitten und Gebräuche wiedergegeben. Es erscheint das reichsstädtische Militär; hoch zu Roß ein Ritt-



Rommelfiguren im Städtischen Museum Ulm

Fotosiegel Ulm

meister der Freikompanie, ein Dragoner-Oberst, ein Chargierter der Bürgerkompanie. Gemeine dieser Truppen zu Fuß, sog. Louis Jäger, weiter Zünfte in ihrer militärischen Tracht, Soldaten mit ihren Bräuten am Arm. Alle zusammen ergeben ein übersichtliches Bild über Ulms reichsstädtische Bürgerbewaffnung. Daneben sehen wir den Adels- und Bürgerstand, wie er sich zur Hochzeit kleidet, wie er zur Kommunion geht, wie er beim Kirchgang aussieht. Wir lesen an den Aufschriften, daß es einen 1., 2. und 3. Handwerksstand gegeben hat. Dann kommen wieder Figuren, die Art und Kleidung der Reichsstädte im „Trauerfall“ veranschaulichen. Es erscheinen sogenannte Klagemänner und -frauen, Leichenansagerinnen, Mägde, die zum Kondolieren gingen und Bedienstete in tiefer Trauer. Darunter finden wir den Herrn Geistlichen der Stadt und des Ulmer Landes.

Neben diesen kirchlichen Dingen zeigen sich der hohe Magistrat, Senatoren, Stadtboten, Stadtknechte, die eine Felddiebin am Pranger und eine Betrügerin im „Bock“ züchtigen. Überaus reichlich ist das Zunft-

wesen vertreten: Gärtner, Färber, Rotgerber, Bierbrauer, Schiffer, Zimmerleute, Bäcker, Schuster, Meister und Gesellen. Knechte und Mägde sind in ihrer bunten Tracht am Sonn- und Werktag illustriert. Zahllos erscheinen die verschiedenen Paare, die von Rommel porträtiert wurden, auch Einzelpersonen sind darunter, und wohl mancher Alt-Ulmer erkennt heute noch in diesen Meisterstücken seinen Urgroßvater, Urgroßmutter oder sonstige Verwandte, die heute seine Vitrine zieren.

Eine weitere Sammlung gibt die Fräulein vom ehemaligen Sammlungstift wieder in der Frauengasse, dann sehen wir wie der Leprosen (Siechenhausvater) einst ausgesehen hat und wie die Waisen und Schüler gekleidet waren. Besonders reich und mit viel Liebe ist das Fischerstechen behandelt. Im großen Ornat erscheinen der Bürgermeister und die Ratsherren; die Züchtigungsknechte verkünden den „Schwörmontag“, Bauern und Bäuerinnen geben ein anschauliches Bild dieses so frohen und für Ulmer ureigenen Treibens. Den Fischerpaaren gesellen sich die Binder (Küfer)

mit ihrem Reifentanz zu. Fein empfundene Gruppenbilder treten vor Augen, Tiergarten mit Jäger, Hund und Hirsch, Kartenspieler am Tisch, eine Kaffeevisite, der Lochmüller, Ziegler mit seinem Fuhrwerk, ein kompletter Metzgerladen, ein Soldat, der eine Badende überrascht, die aber in herzhafter Weise auf seinem Roß davoneilt.

Schließlich die Wirtsstube zum „Herrenkeller“, wobei humorvolle Verse die dargestellte Szene wiedergeben. Eine Magd sagt die Geburt an: Herr N. und Frau N. lost anzoige, daß sie Gott erlöst und erfreut hot mit ei'm junge Soh. Darauf wird der Magd ein Trinkgeld von 4–24 Kreuzern gereicht oder aus dem Fenster in einem Papierchen zugeworfen.

Eine amüsante Szene stellt den Doktor dar, Hut und Stock auf dem Rücken haltend, mit vorgeneigtem Oberkörper zu dem im Armstuhl sitzenden Patienten, der aus Leibeskräften den Mund aufreißt: „Encore un peu, encore un peu!“ Der Kindermord zu Bethlehem ist in drastischer Weise dargestellt. Eine Adelsmagd vom Markt kommend, mit Korb und einem Huhn an den Flügeln haltend usw. Aber was ist das alles gegenüber der Wirklichkeit! Man muß ein Verhältnis gewinnen zu diesen lebensvollen Figürchen, muß sich Zeit nehmen, den originellen Text zu studieren und sich an den feinen Tönungen erfreuen, dann wird Alt-Ulm wiedererstehen, und man weiß, wie die Ahnen gelebt haben.



Ein Zukunftsbild vom Bodensee?

Hoffentlich nicht! Es stammt vom Piräus, dem Hafen von Athen, der noch vor wenigen Jahrzehnten ganz und gar nicht so ausgesehen hat! Das Bild sollte uns sehr zu denken geben im Blick auf den Bodensee: die durch die Hochrheinschiffahrt angelockte Industrie wird sich nicht vom frachtgünstigen Ufer ins Hinterland abdrängen lassen

Aufnahme Fr. Ammer

Es geht mehr als je um unser Wasser!

Vierter Lagebericht von Otto Feucht

Das so sehr umstrittene Gesetz zur Reinhaltung der Bundeswasserstraßen (s. Lagebericht 3) ist nun doch am 1. Juli in Kraft getreten¹. Für den Hochrhein ist dies ohne Bedeutung, solange dieser nicht als Bundeswasserstraße anerkannt ist. Inwieweit sich das Gesetz auf die Verhältnisse im Neckar auswirken wird, ob es gelingen wird, den alle landschaftlichen Reize überdeckenden Gestank unterhalb Stuttgart, den ekelhaften Verschmierungen der Schleusenwände, den meterhohen weißen Schaumbergen aus giftigen Chemikalien entgegenzutreten, das läßt sich heute noch nicht beurteilen, das wird abgewartet werden müssen! Sehr viel wird darauf ankommen – ganz allgemein – ob die Gerichte die mit den neuen Gesetzen gegebenen Möglichkeiten mit Nachdruck auswerten und die Zuwiderhandlungen nicht mehr als Übertretungen oder gar als „Kavaliersdelikte“ ansehen, sondern als das, was sie wirklich sind, als Vergehen oder gar Verbrechen! Aber es wird sich wohl bald zeigen, daß eine Verschärfung der Strafbestimmungen, einheitlich für das ganze Bundesgebiet, sich nicht wird umgehen lassen, das Wasser kennt ja doch keine Landesgrenzen, ein einheitliches deutsches Wasserrecht wird kommen müssen!²

Wie dringend wirksame Abhilfe allmählich geworden ist, das zeigt u. a. eine Aufstellung auf einer Tagung der Abwassertechnischen Vereinigung, wonach in nordwürttembergischen Städten in einem Fall 4, in einem anderen 9, in einem dritten 14 Großbetriebe ihre Giftstoffe, Öle und Fette ohne jede Vorbehandlung in die öffentlichen Gewässer einleiten!³ „Auf dem Gebiet des Gewässerschutzes hat die zwölfte Stunde begonnen!“⁴

Daß die Regierung den Ernst der Lage voll erkannt hat, das beweist die Regierungserklärung vom 7. Juli 1960⁵. „Wegen der hohen Kosten muß das Land die kommunale Abwasserwirtschaft auch finanziell fördern. Dabei ist aber selbstverständliche Voraussetzung, daß die Gemeinden, entsprechend ihrer Rechtspflicht zur Reinigung des von ihnen abgeführten Abwassers alle Möglichkeiten der Eigenfinanzierung im Interesse des Ganzen erschließen.“ „Der Bodensee ist ein Schwerpunkt im Reinhaltungsprogramm der Regierung. Die vor kurzem vollzogene Bildung der internationalen Gewässerschutzkommission für den Bodensee gestattet es, die Arbeit in den Anliegerstaaten wirksamer als bisher zu koordinieren. Die von der Regierung gutgeheißen Gewässerschutzkonvention für den Bodensee wird die Zusammenarbeit auf eine feste Grundlage stellen. Die Landesregierung wird die Bemühungen der internationalen Kommission energisch unterstützen.“

„Die im Staatshaushaltsplan 1960 für Aufgaben der Gewässerreinigung bewilligten Mittel, deren Höhe einschließlich der Sanierungsmaßnahmen sich auf 19 Millionen DM beläuft, dürfen in den folgenden Jahren

keinesfalls verringert werden; die Sondermittel für die Reinhaltung des Bodensees sind entsprechend dem Fortschritt der internationalen Sanierungsarbeit angemessen zu erhöhen⁵.“

Was die genannte internationale Konvention betrifft, so ist zweifellos die erreichte Einigung im Entwurf (vgl. Lagebericht 3) ein großer Fortschritt. Allein bis dieser Entwurf in den einzelnen Ländern durchberaten und Gesetzeskraft erhalten wird und sich auswirken kann, bis dahin können Monate, wenn nicht gar Jahre vergehen, Monate, in denen entscheidende Schritte zur Abhilfe unterbleiben müssen, und andererseits entscheidende Schritte zur Verschlechterung der Lage nicht werden verhindert werden können! Man muß auch daran denken, daß durchaus nicht alle beteiligten Staaten das gleiche Interesse an der Reinhaltung des Sees haben, wie unser Bundesland. Mit Mißtrauen schauen wir auf die Bregenzener Bucht, aus der schon mehrmals ungeheure Ölschwaden in den See, in unseren Wasservorrat, geflossen sind. Was ist dort zur künftigen Verhütung solch verbrecherischen Tuns geschehen? Wie sehr diese Befürchtungen berechtigt sind, bestätigt die neueste Mitteilung von Ministerpräsident Kiesinger⁶, wonach das Erreichte keineswegs befriedigt, zumal Österreich nicht gewillt ist, an der Reinhaltung des Bodensees sich zu beteiligen(!), den es doch als Wasserstraße nach wie vor beansprucht¹⁶. Und wie viele oder richtiger wie wenige Uferstädte usw. des eigenen Bundeslandes haben bisher ernsthafte Anstrengungen gemacht oder wenigstens in Angriff genommen, der Abwasserschäden Herr zu werden? Es sind immer noch nur erst zwei: Konstanz und Radolfzell! Sogar die Bundesbahn wird angeklagt, die Verölung der Häfen durch ihre Motorschiffe bisher nicht verhindert zu haben, so daß die Luft dort immer weniger nach Wasser, immer stärker nach Öl riecht!⁷

Aus einem anderen Bericht: „Jüngst war ich Zeuge, wie die Fischer der Reichenau ihre Fangnetze aus dem Wasser zogen. Das Maschenwerk war gänzlich von Öl verklebt. Die Netze müssen nach jedem Fang von der Ölschicht gesäubert werden . . .“ „Das ist nur ein zufälliges Augenblicksbild. Es beleuchtet aber einen Notstand, der ein weltweites Ausmaß hat . . .“⁸ Eine Zwischenfrage: Kann ein Bad in solcher Ölschicht noch Erfrischung sein? Muß etwa das Baden bald aus gesundheitlichen Gründen polizeilich verboten werden?

„Was nun aber ganz unbedingt vermieden werden muß, ist eine noch stärkere Belastung des Sees und seiner Zuflüsse, wie sie uns im Rahmen der Schiffbarmachung des Hochrheins und der ihr folgenden Industrialisierung des Bodenseeraumes droht!“ – „Bisher hat man nicht einmal die Abwässer der Fremdenindustrie vom See ferngehalten, und an der Seepromenade in Meersburg wurde im Som-

Immer 1959 jede Tasse Kaffee mit intensivem Jauchegeruch vom See her serviert!"⁹

Es muß hier an eine andere internationale Vereinbarung erinnert werden, an die „Arbeitsgemeinschaft zum Schutz des Bodenseeufer“, die 1927 durch Hans Schwenkel und Eugen Kauffmann begründet wurde. Was ist von deren jahrelangem Bemühen, das freilich nur auf freiwilliger Vereinbarung beruhte, heute noch geblieben? Erschreckende Beispiele finden sich, im Bilde, im Band 25 der Veröffentlichungen unserer Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege. Und heute ist es so weit, daß sogar die hervorragend schöne Auwaldlandschaft bei Langenargen, daß sogar der bekannte „Malerwinkel“ dort aufs äußerste gefährdet, ja teilweise schon zerstört ist durch Abholzungen zum Abbau von Kies!¹⁰ Und wo am See gibt es denn heute noch eine namhafte Strecke, auf der vom Land her der See nicht zugesperrt oder überbaut ist? Daß die neuen vorbildlichen Maßnahmen des Landkreises Konstanz zum Schutze des Ufers und seiner Landschaft auf scharfen Widerstand der Betroffenen stoßen, ist ja bekannt! Das Ergebnis der eingeleiteten gerichtlichen Auseinandersetzung¹¹ wird von größter Bedeutung sein, weit über den Bodensee hinaus!

Und nun zum *Hochrhein* selbst! Die Frage seines Ausbaus ist vom Bundestag dem Verkehrsausschuß überwiesen worden. Dessen Mitgliedern gegenüber ist der Verband der deutschen Wander- und Gebirgsvereine vorstellig geworden, unter Berufung auf die befürchteten Nachteile. In gleichem Sinne haben sich der Schwäbische Albverein, der Schwäb. Heimatbund, der Verein für vaterländische Naturkunde auf ihren Jahrestagungen ausgesprochen. Auf einem Treffen mit dem Schweizer Aktionskomitee am 23. Juni in Stein am Rhein wurde über das künftige gemeinsame Vorgehen beraten.

Inzwischen hat Bundesminister Seeböhm mitgeteilt, daß „verschiedene Gutachten hinsichtlich der Wirtschaftlichkeit des Ausbaus nicht ganz so günstig ausgefallen seien . . . Der Ausbau dürfe allerdings nicht nur unter verkehrspolitischen Gesichtspunkten gesehen werden, man müsse auch die dadurch mögliche gesamtwirtschaftliche Erschließung der Stromlandschaft und deren wasserwirtschaftliche Sanierung mitbetrachten“¹².

Die schon genannte Regierungserklärung sagt über den *Hochrhein*: „Die Regierung nimmt die von seiten des Naturschutzes geäußerten Bedenken ernst. Sie hat deswegen Untersuchungen eingeleitet, die über die Auswirkungen des Ausbaus des Hochrheins und des Bodensees Klarheit bringen sollen. Gegenüber den von der Bundesbahn erhobenen Bedenken muß die Regierung mit Nachdruck auf das große Interesse des Landes an einer gesunden wirtschaftlichen Entwicklung der revierfern gelegenen Gebiete am Hochrhein und am Bodensee hinweisen“. Dem wäre nur beizufügen, daß eine gesunde wirtschaftliche Entwicklung in erster Linie gesunde Menschen zur Voraussetzung hat, die vor allem gesundes Wasser, Trink- und Brauchwasser, unerläßlich bedürfen, dazu gesunde Möglichkeiten der Erholung! Und müßte

es nicht die allererste Aufgabe jeder Politik sein, die Lebensgrundlage für die kommenden Geschlechter zu sichern?

Solange wir aber beraten, auf Gutachten warten und uns damit trösten, daß die Sache nicht eile, weil vor 1965 bis 1966 keine Mittel freigemacht werden könnten, wird seitens der Kanalfreunde alles in Bewegung gesetzt, den Ausbau voranzutreiben und alles nötige gründlich vorzubereiten, besonders in der Schweiz¹³, obwohl anscheinend auch dort die Begeisterung im Abflauen ist und die Gegenstimmen sich mehren¹⁴ (das neue Kraftwerk für Schaffhausen¹⁵ ist lediglich Ersatz für das alte, dessen Konzession abläuft). Wenn dem Hinweis, daß der unzweifelhafte Rückgang des Kohlentransports eine Rentabilität fraglich machen werde, die Behauptung entgegengesetzt wird, durch die Anlieferung von Öl werde die Schifffahrt erst recht notwendig, um das Öl an die Verbraucher zu verteilen, so kann das, wenn es ernst gemeint ist, nur klar und deutlich besagen, daß die ölverbrauchenden Betriebe möglichst nahe dem Ufer sich ansetzen müssen, um des Vorteils der Frachtbegünstigung nicht zu entraten! Daß also die Ufer des Hochrheins, und später des Bodensees selbst, immer dichter von der Industrie besetzt werden sollen! So daß die Sicherung der Uferlandschaft immer fragwürdiger werden muß! Wenn diese Absicht gelingt, dann ist es für eine Sicherung des Wassers und der Erholungslandschaft zu spät!

Ein Schlußwort des Biologen H. J. Elster:

„Im Bodensee häufen sich die Sünden seiner Umgebung langsam, aber unaufhaltsam an! Es droht Gefahr für den See als Trinkwasserspeicher, als Fischereiobjekt und als Erholungszentrum. Wer nur den heutigen, teilweise noch erträglichen Zustand und nicht die weitere Entwicklung des Stoffwechsels unseres Sees in alle künftigen Planungen einkalkuliert, handelt so töricht wie ein Mensch, der sich sicher glaubt, weil er noch festen Boden unter den Füßen spürt, und im Gefühl dieser Sicherheit mit geschlossenen Augen auf einen Abgrund zumarschiiert, bis er hineingestürzt ist!“⁹

¹ Stuttgarter Zeitung 2. 7. Nr. 149. – ² E. Kirwald, Neues Wasserrecht in Bund und Ländern. Allg. Forstzeitschrift 9. 7. Nr. 27. – ³ Amtsblatt der Stadt Stuttgart 27. 5. Nr. 21. – ⁴ Stuttgarter Zeitung 20. 6. Nr. 138. – ⁵ Staatsanzeiger für Baden-Württ. 9. 7. Nr. 49. – ⁶ Stuttgarter Zeitung 21. 7. Nr. 165. – ⁷ Schwäb. Zeitung 12. 3. 60. – ⁸ D. Dr. Fritz Blanke-Zürich, Appell an unsere Verantwortung Ev. Gemeindeblatt für Württ. 24. 7. Nr. 30. – ⁹ H. J. Elster, Der Bodensee als Organismus und die Veränderungen seines Stoffwechsels in den letzten Jahrzehnten. (Das Gas- und Wasserfach 1960, Heft 8.) – ¹⁰ W. Kohlhaas, Gutachtliche Stellungnahme zu den Fragen der Kiesgewinnung und der Baggerseen an der Argemündung. Herausgegeben vom Bund für Naturschutz in Oberschwaben 1960. – ¹¹ Normenkontrollklagen gegen den Naturschutz. Stuttgarter Zeitung 19. 7. Nr. 163. – ¹² Ludwigsburger Kreiszeitung 16. 7. – ¹³ Süddeutsche Zeitung 21. 7. Nr. 174. – ¹⁴ Neue Zürcher Zeitung 9. 6. Nr. 1982. – ¹⁵ Stuttgarter Zeitung 20. 7. Nr. 164. – ¹⁶ Otto Feucht: „Es wächst die Sorge um den Bodensee“, Stuttgarter Zeitung 2. 8. Nr. 175.

Bauformen und Baugesetzgebung in Württemberg

Von Adolf Schabl

Der Bauherr der Gegenwart, welcher über einschränkende Bauvorschriften und Baugesetze klagt, geht dabei meist von der Vorstellung aus, „früher“ habe es „das nicht gegeben“. Dies mag bis zu einem gewissen Grad für das vorgeschrittene 19. Jahrhundert gelten: das Ergebnis haben wir heute noch vor Augen! Es ist jedoch bezeichnend, daß gerade in Zeiten baulichen Hochstandes die Baugesetzgebung überall am Werke war, wobei ihr eigentlicher Sinn und Zweck in der Wahrung der Rechte des Gemeinwesens und der Berücksichtigung der Wohlfahrt des Ganzen gegenüber Vorteil und Willkür des Einzelnen lag. Dahinter stand natürlich eine entsprechende hohe Staatsauffassung! Viele bauliche Erscheinungen, die uns selbstverständlich sind und die wir vielleicht als Äußerung einer bestimmten stilistischen Haltung hinzunehmen gewohnt sind – allenfalls auch der technischen Entwicklung –, stellen sich bei näherem Zusehen als Folge behördlicher Eingriffe heraus. Die im folgenden aufgeführten Gesetze sind in der bekannten Sammlung württembergischer Gesetze von A. L. Reyscher, Bd. 12–15, 1841 bis 1846, nachzulesen. Die wichtigsten Stellen wurden mit dem Concept der Bauordnung von 1568, „wie die in Truckh geben worden“, verglichen (Haupt-Staatsarchiv Stuttgart).

Um sogleich mit einem Musterbeispiel zu beginnen: der Unterschied zwischen „alemannischem“ und „fränkischem“ Fachwerk ist nicht zuletzt auf die Baugesetzgebung zurückzuführen. Im Abschnitt „Vom Zimmerhandwerk“ der ersten württembergischen Bauordnung vom 1. März 1568 lesen wir zunächst, es dürfe „in keine Heuser oder Scheurengebeu keine Gebälk noch Gestich anderst dann in die Pfättin und Brusthölzer eingekempt“ gelegt werden. Weiter: „Darzu keine Seul, Rigel, Büg, Sparren oder Rechen anplatten, sonder sollichs alles oben und unten gezäpfft, eingesetzt und vernagelt. Unnd soll also in allen Gebeuen alles Blattwerck furohin gäntzlich vermitten bleiben.“ Damit war der sogenannten „alemannischen“ Fachwerk-Bauweise innerhalb Württembergs die weitere Entwicklungsmöglichkeit genommen. Es wird zugleich deutlich, daß wir es dabei durchaus nicht mit einer alemannischen oder schwäbischen Form zu tun haben – sie findet sich genauso im Fränkischen –, sondern ganz einfach mit der bis weit ins 16. Jahrhundert hinein gültigen, herkömmlichen, man könnte auch sagen: mittelalterlichen Fachwerktechnik. Es leuchtet ein, daß das verzapfte Fachwerk der Balkenführung eine ganz andere Freiheit gewährt als das verblattete mit seinen „Schwertern“. Hier waren die Formen ausschließlich konstruktiv bedingt; auch der „Wildemann“ ist keine ornamentale

Zierform, sondern ein zimmermannsmäßig durch die Technik der Verblattung bestimmtes Motiv, das durch die Anblattung von je zwei Kopf- und Fußbändern an einen Ständer entsteht. Bei Verzapfung indessen boten sich ganz andere Möglichkeiten für die Kreuzung und Schweifung von Hölzern. Es ist freilich bezeichnend, daß das Fachwerk, nach dem Verbot der Verblattung, noch weiterhin „alemannisch“ gesinnt bleibt. Bei Schickhardt beispielsweise wird von den angedeuteten Möglichkeiten der neuen Technik noch durchaus kein Gebrauch gemacht. An den Fachwerkbauten des Remstals freilich, so in Strümpfelbach, wird deutlich, daß man gleichzeitig an Häusern wirtschaftlich gut gestellter Bauherren – Weingärtner und Wirte – sehr wohl zu freieren, bewegteren Fachwerkformen gelangte, wie sie nun eben die Technik des „fränkischen“ Fachwerks erlaubt. Eine weitere Voraussetzung mag der stilistische Wille der Spätrenaissance gebildet haben. Man sieht: das, was wir „fränkisches“ Fachwerk nennen, ist vielfach bedingt, nämlich baurechtlich, technisch, stilistisch, ja wirtschaftlich. Eine andere Frage ist, wieso die herzoglich württembergische Regierung dazu kam, Verblattungen zu verbieten. Regierungsvermessungsrat Schempp wies bei einer Führung für den Schwäbischen Heimatbund durch Sindelfingen im Jahre 1959, in der er auch auf das Verbot des Jahres 1568 aufmerksam machte, angesichts mehrerer in Auflösung befindlicher angeblatteter Kopf- und Fußbänder, darauf hin, daß das verzapfte Fachwerk eine größere Haltbarkeit gewährleistet und seine Einführung somit als eine technische Verbesserung angesehen werden kann. In der Tat bieten die „Schwerter“ des angeblatteten Fachwerks Regen, Schnee und Eis Zerstörungsmöglichkeiten, denen verzapfte Hölzer weniger ausgesetzt sind. Auf diese Weise können wir es uns erklären, daß die Verblattungstechnik auch in außerwürttembergischen Gebieten in Abgang kam. Olof Holmberg hat also sicher nicht ganz recht, wenn er in seiner 1913 erschienenen Arbeit „Ein Beitrag zur Kenntnis mittelalterlicher Holzbaukunst in Württemberg“ das Absterben des „alemannischen“ Fachwerks – das er fälschlich mit den Alemannen zusammenbringt – und das Eindringen des „fränkischen“ auf die Lockerung der „Herrschaft des konstruktiven Denkens“ in der „eintretenden Renaissanceperiode“ zurückführt.

Sehen wir zu, ob noch weitere Formen der Holzbauweise baugesetzlich geboten werden. Da ist denn auch die schon in der Ordnung von 1568 enthaltene, 1655 bekräftigte Bestimmung, die Grundschwelle des Fachwerkbauwerks – sie hat aus Eiche zu sein – dürfe nur auf einen gemauerten Sockelstock von drei bis vier Schuh gesetzt werden. 1655

wird hinzugefügt, daß diese Schwelle nach Möglichkeit aus einem Stück und die Fußmauer nur drei Schuh über dem Boden sein solle, „weilen die hohen Fußmauren gar schädlich“ (sie wichen offenbar dem auf ihnen lastenden Druck). Bezeichnend ist, daß 1568 als Grund für die erwähnte Maßnahme angegeben wird, „darmit Holtz erspart“ würde: ein Zweck, der später viele technische Arbeiten Schickhardts bestimmen sollte.

Als außerordentlich folgenswer stellte sich auch die Verordnung von 1568 und 1655 heraus, wonach die Vermachung von Balkenwerk allein mit angeschlagenen Brettern verboten wurde: „sonder die alle mit Rigel, Bügen und Seulen in die Rigel zu mauren, stellen und richten“ (1568). Sodann galt der Kampf den uns von altem Fachwerk her wohl bekannten „gezäunten“ oder „gestükten“ Füllungen, wobei die Fächer durch ein mit Lehm verschmiertes Steckengeflecht geschlossen wurden. Füllungen dieser Art sollen „fürohin in neuen Gebäuen, besonders in Städten, auch jedes Fleckens Gelegenheit, und so viel desz Armen Vermöglichkeit nach“ bei allen auswendigen Stöcken und Giebelwänden, die sich gegen Nachbargebäude oder eine Feuerstatt wenden, vermieden werden. Für das „Gutacher Haus“ des Schwarzwaldes wurde das schon 1568 hier anschließende Verbot gestückter und gezäunter Wände um eine Feuerstatt von Wichtigkeit, worauf H. Schilli in seinem Werk über das Schwarzwaldhaus hinweist; die bei jenem Haus in ausgemauertem Fachwerk mitten in die Giebelseite eingefügte Küche wird von ihm so erklärt. Es wurde ferner verordnet, daß die Ausmauerung der Riegel möglichst auch auf Innenwände ausgedehnt würde, vor allem, wo solche Wohnungen scheiden – was bei dem Brauch der Realteilung mit vielen Hausanteilen von Wichtigkeit wurde.

Überhaupt wurde der Steinbau dringend empfohlen. In Städten, vor allem an Plätzen und Straßen „zu gemeinem Treff“ – also von erhöhter öffentlicher Bedeutung – sollen, „so viel möglich, zur Ersparung deß Holtz um auch Feuersgefahr zu verhüten, und Langwürigkeit zu erhalten, zum wenigsten der unter Stock und die zwo Nebenseiten biß unter das Dach gemauret“ werden – wobei nicht versäumt wird, hinzuzusetzen „nach Vermögen des Bauers“. In Zusammenhang damit ist zu verstehen, daß Scheuerbauten – sowohl 1568 als auch 1655 – an Märkten, Plätzen, durchgehenden offenen Straßen untersagt werden; sie sollen überhaupt durch Häuser ersetzt werden. Damit war der Ackerbürger in die „Zwerch- und Abgassen“ verwiesen, wo wir heute noch auf sein durch ein großes Scheuertor in der Giebelseite erschlossenes Haus stoßen. Gerade diese Tore scheinen der Stein des Anstoßes gewesen zu sein. Es wird festgesetzt, daß sie dem Wandel „ohnverhinderlich seien“. Daher auch die Bestimmung, alle Haus- und Hoftore hätten einwärts aufzugehen, was von den Scheuertoren nicht verlangt werden konnte. Neu zu erbauende Scheuern sollen überhaupt von den Häusern abgesetzt sein, wenn sie aber in „Zwerch- oder Abgassen“ zusammenggebaut werden, so ist dazwischen eine Brandmauer aufzuführen. Hier sind nun auch die Staffeln zu

erwähnen. Sie dürfen in den Städten, „da Märkt, Handtierungen und Handtwerck zu gemeinem treff gehalten“ werden, nicht auf „die Allmand, gegen gemeinen Wandel unnd durchgehenden Creitzgassen“ gemacht werden, sind hier vielmehr in die Häuser zu verlegen oder so – etwa seitlich – anzubringen, daß sie nicht stören. Auf die Straßen ragende Kellerhalse werden verboten, und zwar sowohl die im Boden liegenden als auch die aufrecht stehenden; Luftlöcher indessen sind, sofern sie Gitter besitzen, erlaubt.

Die Bauordnung von 1568 tadelt ferner, daß die Häuser „in alten Stöcken zu weit auß und überstoßen seien“. Es werden Höchstmaße für die Vorstöße festgesetzt, die sich nach der Höhe von einem Schuh (also etwa 28 cm) auf 6 Zoll (rund 14 cm) abstufen. Die „hol außgekelten Simbse“ des Jahres 1568 (Hohlkehlen als Verschalung von Balkenköpfen) widerruft die Ordnung von 1655 mit der Angabe, die Balkenköpfe sollten „im freyen Luft gelassen werden“. Anscheinend traten Verstockungen ein. Verboten wurden 1568 sodann alle „Ercker, Fürschöppf oder andere Ausstöße unnd außladungen“, also alle vorstehenden Gebäudeteile, und zwar mit der Begründung, „damit niemandt sein liecht und Gesicht benomen möchte werden“. Daß dieses Verbot jedoch nicht durchzuführen war, ersehen wir aus der Ordnung von 1655, wo gesagt wird, es seien „große Ercker und Fürschöppf von etlichen eigen Gewalts gebauet worden“. Es folgt denn auch eine Abschwächung des früheren Verbots: Solche Erker und Fürschöpfe dürfen nun „ohn unser sonders Vorwissen und gnädiges Bewilligen“ nicht gebaut werden. Die Bauverwaltung behielt sich also ihre Entscheidung von Fall zu Fall vor. Von größter Wichtigkeit wurde eine Bestimmung, die in innerer Verbindung hiermit steht: schon 1568 wurde die Einhaltung von Baulinien verordnet. Bei Neubauten oder Umbauten soll mit dem Haus, je nachdem, vor- oder zurückgewichen werden, „der Straßen und Gassen eben, der Schnur nach“. Nichts „krums, ecket, schrögs, absätzig und etwan eins für's andere“ soll gestattet sein. Hier äußert sich in der Gesetzgebung eine Gesinnung, die – von der italienischen Renaissance beeinflusst und vom Frühabsolutismus gefördert – für die Planungen eines Beer und eines Schickhardt wichtig wurde. Die engen „Creitz- und Abgassen“ sollen dabei womöglich auf 25 Schuh Weite gebracht werden, es sei denn, „daß durch solch Weichen die Keller bloß gelegt werden“. Da dies meist der Fall gewesen sein dürfte, war in dieser Richtung nichts zu erwirken.

Auch das Verschwinden der Dachdeckung mit konkav und konvex ineinander liegenden Hohlziegeln – vom Volkswitz „Mönch und Nonne“ bezeichnet – wurde in den Städten verboten. „Breite Blatten-Ziegel“, somit Biberschwänze, sollen Anwendung finden, allenfalls Schieferplatten. „Auff dem Land in Dörffern“ sind jedoch Strohschauben oder Schindeln erlaubt. Auf rein feuerpolizeiliche Zwecke ist die Regelung der Rauchabführung zurückzuführen. „Kemmeter“ (Kamine) sind in den Städten in „Bachen- oder Taugstein“ (Backsteinen oder Tuff-

steinen) aufzuführen; es wird verboten „hölztzine, gestückte und gegleibte Kempter und Rauchfäng“ (also Kamine und Rauchfänge aus Holz oder lehmverschmier-tem Flechtwerk) zu machen. „Gleicher Gestalt soll es auch in den Dörffern und Flecken auff dem Land, mit den Feuer- und Herdstätten, Kemptern und Rauchfängen in den Häusern, die mit Ziegeln, Schifer oder Schindeln gedäckt seyen, gehalten und versehen werden, und fürth- hin die Räuch nicht mehr durch die offene Zimmer oder Dächer, ohne eingefäßt, sondern durch gemaurete Kem- meter außgeführt werden. Doch in alten Häusern, so viel möglich, und dieselben Lasts halber ertragen mögen.“ Es werden also alle kaminlosen Bauernhäuser mit Ziegel-, Schiefer- und Schindeldeckung verboten. Nicht so die kaminlosen strohgedeckten Häuser: hier wird nur be- stimmt, es solle die Einrichtung so getroffen werden, „daß darauß nicht leichtlich Feuers-Gefahr zu besorgen sei“. Man hielt also Strohdächer für weniger feuergefährlich, wobei allerdings an das sogenannte „Lehmstroh“ zu den- ken ist. Spuren einstiger Kaminlosigkeit sind im Alt- württembergischen nur noch selten nachzuweisen; so dien- ten etwa die Dreiecksluken am Firstansatz des Halb- oder Dreiviertelwalmes der freien Rauchabführung. Auch wurde verboten, den Rauch „überzwerchs“ in ein Kamin zu leiten. Besondere Bestimmungen betreffen Badstüblein in den Häusern, auch Estriche, wobei wiederum der Ge- sichtspunkt möglicher Feuersgefahr ausschlaggebend war. Von den „anrühigen“ Bestimmungen über die Abführung der „Cloac“ könnten wir hier absehen, wenn sie kultur- geschichtlich nicht so überaus charakteristisch wären. Die „Cloac“ darf nicht mehr „in den Winkel“ gerichtet werden, sondern muß „under die Erden eingegraben“ sein. Falls dies wegen naher Keller nicht möglich ist, soll wenigstens der Winkel verschlagen werden. Dohlen zum Abführen werden empfohlen, damit die „Cloac ohne sondere Mühe, Unlust und Geschmack“ entfernt werde. Wo das „heimliche Gemach“ (der Abort) „gar in das Gesicht gerich“, soll derselbe von Grund auf ge- mauert, nicht mit Brettern verschlagen oder „gar offen gelassen werden“. Abflüsse von Küchenwassern („Kuchen- Wasserstein und Rennen oder Schläuch“) dürfen nicht hinter die „Cloac“ geleitet werden, damit nicht „das Küchenwasser den Unlust von dem Cloack täglich herfür, auß dem Winkel, auff die Gassen und Straßen in das Gesicht und zu Gestanck flötzen tue“. Sie sind vielmehr vor dem Abort herunter zu führen. Dieser Urform der Wasserspülung war also keine Zukunft beschieden.

Es versteht sich, daß die Anwendung solcher Baugesetze in den 1806 württembergisch gewordenen Landesteilen Schwierigkeiten begegnen mußte. Denen suchte die „Generalverordnung, die Feuer-Polizeigesetze betreffend“ vom 13. 4. 1808 Herr zu werden; sie fußte, von den Bauordnungen abgesehen, auf den Feuerpolizeiordnungen vom 12. Januar 1752 und 28. Februar 1785. „Hölzerne und mit Schindeln bedeckte Giebel“ durften nun nicht mehr erstellt, auch nicht mehr erneuert werden; sie waren auszumauern oder, falls Riegelbauweise vorlag, zu ver-

putzen, sofern das nächste Haus nicht 30 Schuh entfernt lag. Man bedenke, welch einen Eingriff die Durchführung dieser Bestimmungen etwa für die Allgäuer Holzbauweise bedeutete, wo die Giebel vielfach nur aus bretterverschal-tem und verschindeltem Balkenwerk bestanden! Wenig- stens erlaubte ein Erlaß vom 18. 5. 1829 die Verschinde- lung auf Verputz, mit der sich die Bauern vielfach be- halfen. Aber alle Vorhaltungen, daß das Holz unter dem geforderten Verputz – der auf Holzbissen, die mit Leder- riemen verbunden waren, angetragen wurde – verstocke, waren vergeblich. Man kann sich zudem des Eindrucks nicht erwehren, daß die württembergischen Baubeamten diese Vorschriften nicht nur auf die Giebel anwandten, sondern die ganzen Häuser. Als am 15. 11. 1844 Zimmer- meister Lerch für den Bauern Joseph Gut von Weiters- hofen einen Anbau an die Scheuer beantragte, schrieb Bauinspektor Pfeilsticker dazu: „An den neuzubauenden Theil darf weder Schindel- noch Bretterverkleidung an- gebracht werden und die alte Brettervertäferung ist gänz- lich zu entfernen.“ Dieses „ist zu . . .“ hören wir aus zahlreichen ähnlichen Gutachten heraus; es hat nicht zu- letzt den neuen württembergischen Landesherrn in Ober- schwaben unbeliebt gemacht. Auf einem anderen, etwa gleichzeitigen Gesuch steht die Entsprechung: „Jedoch kann der beantragte Bretterverschlag nicht gestattet wer- den.“ Punktum.

Weit schwerer trafen das Allgäuer Haus die Vorschriften für die Dachdeckung. Freilich ließ sich die ursprüngliche Absicht anscheinend nicht ganz durchführen: „Neue Häuser dürfen durchaus nicht mehr mit Stroh oder Schin- deln gedeckt werden.“ So hieß es 1808. In einem Erlaß vom 5. 3. 1821 konnte jedoch der Gesetzgeber nicht um- hin, Strohdächer zuzugeben, wenn nämlich bei hoher Lage die Häuser nicht allzu nahe aufeinander stehen; aber es dürfe nur das sogenannte „Lehmstroh“ verwendet werden, „wo nemlich die unterste Strohlage dicht mit Lehm ge- tränkt ist“. In einem Erlaß vom 28. 3. 1822 werden sogar bisher gegebene Dispensierungen vom Verbot der Schin- deldeckung erwähnt, die jedoch fernerhin untersagt bleiben sollen. Lehmstroh wurde als Ersatz empfohlen“, so lange die Bauart des Hauses und Dachstuhls eine Bedeckung mit Lehmstroh zuläßt“. Hier nämlich lag „der Hund begraben“, wie noch aufzuzeigen sein wird. Ausnahmen jedenfalls sollten nur bei einer Entfernung von mehr als 1000 Schritt zum nächsten Haus gelten. So schreibt etwa Bauinspektor Pfeilsticker in dem schon erwähnten Gesuch: „Das alte Landerndach ist ganz zu entfernen und ist statt dessen mit Dachplatten einzudecken“. Hierzu muß man wissen, daß ein schnee- und wasserdichtes Eindecken mit solchen Platten bei der flachen, ursprünglich auf Leg- schindel berechneten Dachneigung des Allgäuer Hauses einfach unmöglich war. Die Folge war also, daß neue, steilere Dachstühle nötig wurden, wenn freilich auch die steilen Giebeldächer des Allgäuer Hauses ab Mitte des 19. Jahrhunderts durch den erhöhten Scheuerraumbedarf im Zuge der Umstellung auf die verdienstbringende Milchwirtschaft bedingt sind. Ein Gesuch um Wieder-

herstellung der Landerndächer in Isny vom Jahre 1848 begründete die Ablehnung der Deckung von flachen Satteldächern mit Dachplatten richtig wie folgt: „...da eine Ausbesserung der Landerndächer mit Ziegel in unser so sehr hohen . . . schneereichen Gegend, wo der Schnee meist jährlich 5 Monate liegen bleibt und wo bey eintretendem Thauwetter durch Zurückschwellen des Regenwassers das Gebäude ruiniert würde, ganz unausführbar ist.“ Die Schattenseite dieser begreiflichen Einstellung zeigte sich bei den schweren Bränden von 1864 und 1866 –! Manche Baugesuche, so das des Engelwirts Hiller von Isny aus dem Jahre 1844 laufen darauf hinaus, unter das nun einmal gebotene Ziegeldach ein Landerndach zu legen, das Schneeverwehungen und Wasserschwellungen unmöglich machte. Hinzu kommt ein weiteres: der Stuhl des auf Landerndeckung berechneten flachen Satteldachs, ja sogar das Hausgerüst selbst, erwiesen sich vielfach als zu schwach für ein schweres Plattendach. Dem Bauern Anton Wucher von Untertiefental, der am 29. 4. 1848 um Ausbesserung seines Daches mit Landern einkam, mußte man dies erlauben, da „der Dachstuhl sowie die ganze Construction des Hauses“ für ein Ziegeldach nicht geeignet waren. Übrigens wurde noch ein Unterschied zwischen Landern und Schindeln gemacht, wenn auch nicht folgerichtig durchgeführt. Ein Erlaß vom 9. 4. 1835 ließ zu, daß dort, wo die Verwendung von Ziegeln oder Lehmstroh unüberbrückbaren Schwierigkeiten begegne, „Bretter

oder sogenannte Landerstücke . . . wenigstens drei Schuh lang (etwa 86 cm), fünf Zolle breit (etwa 14 cm) und ein Zoll dick (etwa 2,9 cm) aufgenagelt werden, eine Bedeckungsart, die jedenfalls minder anstößig als die mit leichten, bei einem Brand wegfliegenden Schindel ist.“ Natürlich ging man auch gegen das Übel der Kaminlosigkeit vor, so daß kaminlose Häuser bald große Seltenheiten wurden. „Zugläden“, wie wir sie heute noch teilweise im schweizerischen Bodenseeraum und im Appenzellischen finden, „nemlich das an den Häusern bei den Fenstern angebrachte Getäfer nebst den dazu gehörigen Aufzugläden“, mußten sogleich entfernt werden. Das Waschen und Backen im Hause sollte untersagt sein, weshalb „Kommun-Backöfen“ und „Waschhäuser“ zu erbauen waren!

Viele andere Einrichtungen gingen bei solchen Veränderungen unter. 1848 kamen die Bauern von Sommersried darum ein, ihr Stroh, wie bisher, unter dem Vorsprung des Scheuerdachs anbringen zu dürfen: „Schon seit unföhrdenklichen Zeiten haben alle unsre Vorfahren das ausgedroschene Stroh bei segensreichen Jahrgängen, wo solches in den bestehenden Scheuren nicht mehr aufbewahrt werden konnte, hinten an ihren Scheuren unter dem eigends hierzu vogerichteten sogenannten Vordache aufbewahrt . . .“ (sie nannten diese Stapel die „Stroh-feste“). Vergeblich –

Abend

Die lauten Stimmen schweigen,
die hohen Bäume neigen
die Kronen all;
die letzten Strahlen fliehen
und stille Schatten ziehen
ins tiefe Tal.

Träumende Weisen erklingen
und ferne Laute singen
ein einsam Lied;
verstohlen lauscht dem Sange
ein Röslein, das am Hange
verborgen blüht.

Die Lieder schweigen balde,
es ist so still im Walde
in Tal und Höh';
verklungen Spielen und Scherzen
mir aber schleicht zum Herzen
ein leises Weh.

Otto Haldenwang

Heimatbücher der Deutschen aus Rußland

Vor dem ersten Weltkrieg lebten in Rußland (wie im alten Ungarn) in Hunderten von geschlossenen Dörfern und in ganzen Landstrichen über 2 Millionen Deutsche, je 600 000 an der Wolga und im Schwarzmeergebiet, 500 000 in Kongreßpolen, 200 000 in Wolhynien, 160 000 im Baltenland, je 100 000 im Nordkaukasus und in Sibirien und Mittelasien und etwa 100 000 in den Städten. Vor allem im Schwarzmeergebiet stammte der Großteil der Ansiedler aus Oberdeutschland, aus Württemberg, aus Baden, aus dem Elsaß und aus der Pfalz.

Von allen deutschstämmigen Gruppen außerhalb des geschlossenen deutschen Volkskörpers haben die Rußlanddeutschen das schwerste und bewegendste Schicksal zu tragen gehabt. In der bolschewistischen Revolution und in den auf Revolution und Kollektivierung folgenden Hungerjahren in der Ukraine sind Hunderttausende umgekommen oder als ehemalige sogenannte Kulaken, als Besitzende, in die entlegensten und unwirtlichsten Gebiete Rußlands verschleppt worden. Schon damals wurden Familien rücksichtslos zerrissen. Jahre- und jahrzehntelang wußten die nächsten Angehörigen oft nicht einmal den Aufenthaltsort voneinander. Durch die Kollektivierung wurden aus ehemals freien Bauern Landtagelöhner. Im letzten Krieg wurden ganze Gruppen, vor allem die Wolgadeutschen ausgesiedelt. Im Schwarzmeergebiet blieben nur Frauen, Kinder und alte Leute zurück. Beim Rückzug der deutschen Truppen wurden die Reste des ehemaligen deutschen Kolonistentums aus den besetzten Gebieten in endlosen Trecks ins Wartheland überführt, wohin vorher schon die Deutschen aus Bessarabien, aus dem Buchenland, aus Wolhynien, Galizien und aus dem Baltenland umgesiedelt worden waren. Dort wurden sie, wenn sie nicht noch in letzter Stunde nach Westen fliehen konnten, von der russischen Walze überrollt. Wenn sie dabei nicht umkamen, wurden sie nach Rußland zurückgebracht, zwischen Kasakstan und Sibirien zerstreut und oft genug als Vaterlandsverräter gemaßregelt.

Im europäischen Teil der Sowjetunion gibt es heute keine deutschen Dörfer mehr. Nur in Sibirien besteht noch ein Teil der alten Kolonien, Tochtersiedlungen der Schwarzmeerkolonien. Es gibt in der Zerstreuung keine deutschen Schulen mehr. Erst in letzter Zeit wurde in manchen Schulen die deutsche Sprache wieder eingeführt. Es gibt keine geschlossenen deutschen Kirchengemeinden, keine Kirchen und Pfarrer mehr. Aus den in geschlossenen bäuerlichen Siedlungsgebieten lebenden Deutschen ist ein auf unermeßliche Räume verteiltes Streudeutschtum geworden, das vorwiegend in Städten lebt. Nach der sowjetischen Volkszählung vom 15. Januar 1959 handelt es sich um 1 619 000 Menschen.

Der ehemalige Landbesitz der Schwarzmeerdeutschen einschließlich Döngebiet und Kaukasus belief sich auf rund 5 Millionen Hektar. Das ist eine Fläche von rund 50 000 qkm, mehr als die doppelte Größe des alten Landes Württemberg also, mehr auch als etwa die Fläche Dänemarks oder Hollands oder der Schweiz ausmacht. Die Wolgadeutschen besaßen 2,5 Millionen Hektar Land. Der Landbesitz der beiden größten rußlanddeutschen Gruppen, der Schwarzmeer- und der Wolgadeutschen, war im Ausmaß so groß wie die Gesamtfläche des Ackerlandes in der Bundesrepublik. Und dieses Landgebiet war zum großen Teil Neuland, das die Ansiedler und ihre Nachkommen unter den Pflug genommen hatten.

Kein anderer deutscher Volkssplitter ist so sehr in alle Winde der Welt zerstreut wie die rußlanddeutschen Kolonisten. Schon von den siebziger Jahren an gingen, nachdem manche ihrer ursprünglichen Privilegien, vor allem das der Militärfreiheit, abgeschafft worden waren, große Gruppen nach Amerika. Die plattdeutschen Mennoniten aus dem Schwarzmeergebiet gingen vor allem in die westliche kanadische Prärie, die Oberdeutschen aus Südrußland gingen vor allem nach Nord- und Süd-Dakota, die Wolgadeutschen nach Nebraska, nach Brasilien und Argentinien. Überall, wohin sie weiterwanderten, erschlossen sie wieder große Weizengründe. Der größte Weizenhandelsplatz der Welt war bis vor dem ersten Weltkrieg die rußlanddeutsche Stadt Eureka in Süd-Dakota. Die großen Mühlenherren aus Minneapolis mußten dort schwäbisch reden, wenn sie Geschäfte machen wollten. Nach dem letzten Krieg suchten wieder viele tausend heimatlos gewordene Deutsche aus Rußland über dem Meer eine neue Heimat.

Das monatlich erscheinende Heimatblatt der Landsmannschaft der Deutschen aus Rußland, deren Geschäftsstelle in Stuttgart ist, hat den bezeichnenden Titel „Volk auf dem Wege“. Die Landsmannschaft unterstützt ihre Landsleute bei ihrer rechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Eingliederung, beim Nachweis der deutschen Staatsangehörigkeit und der deutschen Volkszugehörigkeit und in allen mit der Familienzusammenführung zusammenhängenden Fragen. Eine außergewöhnlich umfangreiche Heimat-Ortskartei bemüht sich um die Auffindung von gesuchten Familienangehörigen.

Die Landsmannschaft der Deutschen aus Rußland pflegt aber auch die Erinnerung an die Vergangenheit, an die geliebte Kolonistenheimat in dem geliebten Rußland. Diesem Zwecke dient eine Veröffentlichung, die es wert wäre, auch in weitesten einheimischen Kreisen, vor allem in Baden-Württemberg, bekannt zu werden: Das seit 1954 jährlich in einem Umfang von je etwa 200 Seiten erscheinende, mit vielen Bildern, Dorfplänen und wertvollen Karten erscheinende „Heimatbuch der Deutschen aus Rußland“.

Jedes dieser Jahrbücher ist nicht nur ein einzigartiges Geschichts- und Erinnerungsbuch für die, denen es zunächst gewidmet ist, es ist mit seinen wertvollen auswanderungsgeschichtlichen Aufsätzen, Siedlungs- und Namenverzeichnissen, Aus- und Einwanderungslisten, auch eine Fundgrube für heimatkundliche und volkskundliche Forschungen, vor allem in Südwestdeutschland. Das Jahrbuch für 1959 enthält z. B. eine 60 Seiten umfassende Zusammenstellung des gesamten Schrifttums über das Deutschtum in Rußland. In diesen Büchern wird ein großes Stück Auswanderungsgeschichte lebendig. Die vielerlei Darstellungen einzelner Ansiedlungen und ganzer Ansiedlungsgebiete, die Berichte über das kirchliche Leben, über das Schulwesen, über die Kolonisationsarbeit, über unvergeßliche Pioniere, über Alltag und Sonntag in den stillen, weiten Dörfern dieses endlos weiten Landes mit allerlei Erzählungen und Erinnerungen dazwischen ergeben ein eindrucksvolles Gesamtbild eines fast vergessenen friedlichen Kolonistenvolkes, das durch unerhörten Bauernfleiß seiner neuen Heimat ganze Provinzen erschlossen hat, dessen aus Urland gebrochene Äcker gedüngt sind mit Schweiß, Blut und Tränen, das durch ein unverschuldetes Martyrium vernichtet wurde und dessen Reste nun in alle Winde verweht sind.

Diese Jahrbücher werden bearbeitet von einem der verdientesten Auswanderungs- und Urheimatforscher, dem besten Kenner der Geschichte der Rußlanddeutschen, von Dr. Karl Stumpp aus Tübingen, einem rußlanddeutschen Kolonistensohn, dessen väterliche Vorfahren einst ausgewandert sind aus Owen bei Kirchheim unter Teck und dessen mütterliche Ahnen, die König, aus Mössingen bei Tübingen stammen. Von Dr. Stumpp stammen neben seinem grundlegenden Buch „Die deutschen Kolonisten im Schwarzmeergebiet“ unter anderem auch die Bearbeitung des zweiten Bandes der „Sammlung Georg Leibbrandt“ mit den Akten über die Auswanderung der Württemberger nach Rußland 1816 bis 1822 und die Arbeit „Von der Urheimat und Auswanderung der Deutschen in Bessarabien“, wo über 1000 Familiennamen auf Württemberg, und zwar auf 50 von den damals 64 Oberämtern zurückgingen.

Das Heimatbuch für 1961 wird eine große Arbeit von Dr. Stumpp über die Gesamtauswanderung aus Deutschland nach Südrußland bringen, mit Karten und Auswanderungslisten. Aus dieser grundlegenden Arbeit ist zu ersehen, daß 5 113 Familien aus Württemberg ins Schwarzmeergebiet ausgewandert sind, 1 424 aus Baden, 764 aus der Pfalz, 449 aus dem Elsaß und 1 840, darunter 1 662 mennonitische Familien aus Danzig-Westpreußen. In einer besonderen Übersicht wird zusammengestellt, wie viele Familien aus den einzelnen Kreisen und Gemeinden ausgewandert sind. Welche Ausmaße die Auswanderung nach Rußland hatte, geht z. B. aus folgenden wenigen Zahlen hervor: Aus Mössingen bei Tübingen wanderten 71 Familien aus, aus Reutlingen 60, aus Grunbach und Pfullingen je 58, aus Großbottwar 42.

Zu beziehen sind diese „Heimatbücher (mit Ausnahme des Jahrgangs 1956) von der Landsmannschaft der Deutschen aus Rußland, Stuttgart S, Staffenbergstr. 66. Jeder Band kostet 5 DM.

Nach dem ersten Weltkrieg kam Bessarabien mit seinen etwa 80 000 Deutschen an Rumänien. Dorthin zählte auch die Dobrudscha mit rund 16 000 deutschen Kolonisten. Siedlungsgeschichtlich und volkswissenschaftlich hängen die ehemaligen Volksgruppen in den beiden Landschaften eng mit dem übrigen Schwarzmeerdeutstum zusammen. In Bessarabien erschien von 1919 an der „Deutsche Volkskalender für Bessarabien“, der die mancherlei Kolonistenkalender aus Rußland fortsetzte. Seit 1949 gibt das Hilfskomitee der evang.-luth. Kirche aus Bessarabien (Hannover, Marienstr. 35 und Stuttgart, Johannesstr. 23) den „Bessarabischen Heimatkalender“ heraus, dessen gesammelte Jahrgänge ein eindrucksvolles und lebendiges Bild jener vorwiegend schwäbischen Volksgruppe am Schwarzen Meer ergeben. Bei den Umsiedlungen im Jahr 1940 wurden in der Dobrudscha 16 400 Deutsche gezählt. Sie sind heute auch in alle Winde zerstreut. Für sie hält, unterstützt durch die Patenstadt Heilbronn, Studienrat Otto Klett in Gerlingen (Panoramastr. 8) die Erinnerung an Leben und Leistung in der Dobrudscha mit seinen seit 1956 auch in einem Umfang von je etwa 200 Seiten erscheinenden, sorgfältig zusammengestellten, schönen „Jahrbüchern der Dobrudschadeutschen“ lebendig. (Zu beziehen vom Herausgeber, 1957 3.50 DM, 1958 und 1959 je 4.25 DM, 1960 4.75 DM).

Das rußlanddeutsche Bauernvolk hat zu den unbekanntesten deutschen Volkssplittern in der Welt gehört. Es saß noch zu kurze Zeit auf seiner neugebrochenen Scholle, als daß schon Schriftsteller und Philosophen aus seinen Reihen hätten wachsen können, wie sie etwa aus den über 800 Jahre alten Siedlungen in Siebenbürgen und im Baltenland in großer Zahl gekommen sind. Die deutschen Dörfer in Rußland zeichneten sich auch durch keinerlei besondere Schönheit, auch nicht durch Baudenkmäler oder dergleichen aus. Es gab gute Dorfschulen, aber

keine berühmten Hohen Schulen und selten kam jemand aus den Kolonien nach Deutschland. Das Studieren der Kolonistenöhne an deutschen Hochschulen kam erst nach dem ersten Weltkrieg auf. Die Höfe waren nach außen schlicht und prunklos. Die Kolonisten waren aber wohlhabend an Äckern, Ställen, Scheunen, Schuppen, an Vieh und Geräten.

So unscheinbar wie ihre Höfe im Äußeren, so unbekannt wie ihre Siedlungen in ihrer Urheimat waren, so unscheinbar von außen, so unbekannt außerhalb ihrer Landsmannschaft sind auch die Jahrbücher, die da seit nun sieben Jahren beharrlich aus der Stille kommen, ohne viel von sich reden zu machen. Um so nachdrücklicher sei hier auf diese Bücher hingewiesen. Jeder, der sich mit Heimatgeschichte und Volkstumsfragen beschäftigt, jeder, dem die Geschichte und das Schicksal seines ganzen Volkes ein Anliegen sind, sollte sich diese Heimatbücher einmal ansehen. Sie werden ihm zu einem ganz besonderen und zu einem starken Erlebnis werden. In den Ortsbüchereien sollten sie nicht fehlen. Sie könnten das ihre zu einem guten Zusammenleben der Gebliebenen und der Vertriebenen beitragen.

Karl Götz

Otto Ernst Wülfig: *Burgen der Hohenstaufen in der Pfalz und im Elsaß*, DM 16.50, und *Burgen der Hohenstaufen in Schwaben, Franken und Hessen*, DM 19.50, beide im Verlag Die Wölfe GmbH, Düsseldorf, 1958 und 1960. – Wir besprechen diese beiden Werke zusammen, weil sie gleichartige Erscheinungen sind und im einen Werk das „Mutterland“ der Hohenstaufen, im anderen deren „Vaterland“ (cum grano salis) behandeln. Der Zweck beider Werke ist, „weder ein historisches noch ein kunstgeschichtliches Quellenwerk zu liefern, sondern die auf uns überkommenen Bauwerke der Hohenstaufenzeit im Bild sichtbar zu machen und durch kurze textliche Hinweise das Verständnis zu erschließen“. Leider hat man sich insofern nicht an diesen Vorsatz gehalten, als annähernd die Hälfte der in den oben angedeuteten Bereich fallenden abgebildeten Burgen nach ihrer Erscheinung keine „Burgen der Hohenstaufen“ mehr sind, weil sie in späteren Zeiten neu oder völlig umgebaut wurden. Die angewandten Maßstäbe würden es schließlich erlauben, überhaupt jede Burg als hohenstaufisch zu bezeichnen, nur deshalb, weil sie im 12. und 13. Jahrhundert erstmals erbaut wurde. Auch hätte deutlicher unterschieden werden müssen, in welchem Sinne die abgebildeten Burgen hohenstaufisch waren (Pfalzen, Reichsburgen, Burgen des Hochadels, der Ministerialen, des Ortsadels). Dann wäre ein klares Bild möglich geworden. Was gemeint ist, sei an den Abbildungen der Burgruine Fleckenstein im Unterelsaß dargelegt. Sie war eine zur Sicherung des Raumes um Schlettstadt in der Nähe wichtiger Straßen angelegte hohenstaufische Reichsburg. Abgebildet werden: der aus dem 14./15. Jahrhundert stammende Rest eines Wohnbaus, der fälschlich als Palas bezeichnet wird, und der Blick durch den Treppenturm des 16. Jahrhunderts nach oben, wobei zudem nicht auf diese späten Entstehungszeiten aufmerksam gemacht wird. Dabei wäre es hier möglich gewesen, staufische Bauteile abzubilden. Besser noch wäre allerdings ein allgemeines Lagebild, das einen auch schon für's 12./13. Jahrhundert charakteristischen Zug dieser Burg hervorgehoben hätte. Von der nahen Hohenburg, über die Ähnliches zu sagen wäre, sind Teile des Umbaus unter Franz von Sickingen abgebildet, wiederum ohne daß hierauf aufmerksam gemacht wird (im Textanhang ist nur auf Sickingens Geschützturm hingewiesen). Und so weiter. Bös mitgespielt wurde dem Wasigenstein, dessen abgebildeter „prachtvoller Palas“ auf der Burg Neu-Windstein steht; auch das abgebildete „stim-

mungsvolle Kemenatenfenster auf Burg Wasigenstein“ gehört dem Bau auf Neu-Windstein an. – Hingegen wird richtig der Wohnturm von Vorder-Wasigenstein abgebildet, leider in unerträglicher Überschneidung. Man hat den Eindruck, daß der Schwaben, Franken und Hessen gewidmete Band, vor allem in den Textinweisen des Anhangs, vorsichtiger gehalten ist, aber auch hier werden viele nachstauische Bauten in irreführender Weise abgebildet, während einwandfrei stauische Bauwerke fehlen. Die abgebildeten Kirchen der Hohenstauferzeit wird man in einem den Burgen gewidmeten Band nicht suchen; die gegebenen Textinweise würden dazu ganz andere Perspektiven erheischen und in ein weites Feld führen. Der abgebildete Teil der schönen Burgkapelle Krautheim entstammt übrigens der Restaurierung des 19. Jahrhunderts (nach altem Vorbild). Was soll man zu den Einzelangaben sagen? Die Rundtürme von Burg Neuffen sind nicht spätmittelalterlich, sondern wurden unter den Herzögen Ulrich und Christoph errichtet (was tun sie in diesem Werk?). Burg Lichtenberg hat – ein wichtiger Zug – zwei Bergfriede. Das abgebildete Tor von Brauneck stammt nach seinen Profilen aus dem 16. Jahrhundert. Den runden Bergfried von Staufeneck kann man nicht auf die „schwierige Verarbeitung des Baumaterials aus dem Juragebiet“ zurückführen; die runde Form wurde bei uns vor allem von den Markgrafen von Baden gebaut; sie bietet wehrtechnisch gegenüber dem Rechteckurm manche Vorteile. Die acht Fensterschlitze am Bergfried von Staufeneck sind nicht auf einen „vollkommenen Sinn für die Schönheiten der Landschaft“ zurückzuführen, sondern darauf, daß man von ihnen aus nach verschiedenen Richtungen blicken, vor allem nach den wichtigsten burgenbesetzten Höhen spähen und von dorthier Signale aufnehmen konnte. Das Grabdenkmal des Rezzo von Bächlingen (gest. 1320) ist keine „künstlerische Arbeit stauischen Einflusses“; es entstand annähernd 60 Jahre nach dem Tod des letzten Stauers und ist stilistisch von Straßburg beeinflusst, stammt also nicht „aus der stauischen Zeit“.

Dabei ist die Burgen-Begeisterung, aus der die beiden Werke, wie bezeugt wird, geboren wurden, durchaus glaubwürdig und echt! Schade, daß es anscheinend an wissenschaftlichen Mitarbeitern fehlte; daran ändern auch die angehängten guten Exkurse von Walter Hotz wenig.
A. Schahl

Paul Swiridoff: *Schwäbisch Hall – Die Stadt. Das Spiel auf der Treppe*. Mit 45 ganzseitigen großformatigen Bildtafeln. Verlag E. Schwend KG, Schwäbisch Hall. In Hochglanzleinband 9.80 DM, in Gln. 14.80 DM.

Paul Swiridoff: *Heilbronn*. Text von Otto Rombach. 134 Seiten mit 104 Fototafeln, Großformat. Verlag E. Schwend KG, Schwäbisch Hall. Gln. 19.80 DM.

Die erlesenen schönen Bildbände führen uns in zwei ehemalige Reichsstädte, deren Gesicht sich im Zug einer langen, reichbewegten Geschichte sehr eigenständig geprägt hat. Die elementare Sachlichkeit einer modernen Baugesinnung, die das Antlitz aller Städte wandelt, macht uns die Zeugnisse des Vergangenen nicht weniger liebenswert – im Gegenteil: wir lernen aus erlebtem Abstand um so mehr verstehen, was Bürgerstolz und Bürgerfleiß vorzeiten dem künstlerischen Genius entlockt und der ehrfürchtigen Bewunderung späterer Generationen überliefert haben. Dieses Ererbte wahrt in den meisterhaften Aufnahmen von Paul Swiridoff unentstellt sein Gesicht und verbindet sich dennoch unauffällig mit den Lebensbekundungen und Schöpfungen unserer Epoche. Denn Liebe und Können dieses Künstlers, dessen Kamera das Wesentliche sieht, lassen Überlieferung und Zeitempfinden sich lebensvoll durchdringen.

„Natur hat diese Stadt gewiegt, Kunst sie gebildet“ – dieses treffende Wort von Ricarda Huch steht zu Recht vor dem Versuch, in dem Band „Schwäbisch Hall“ ähnlich Gültiges durch das Bild auszudrücken. Das Werk, vom Börsenverein der Buchhändler als „eines der schönsten Bücher des Jahres 1955“ gekennzeichnet und jetzt in 4. Auflage erschienen, zeigt den mittelalterlichen Stadtkern mit seinen markanten Bauten, seinen Türmen, Toren und Gassen, desgleichen die Korbburg. Zeitlos steht hier im Einklang mit der Zeit, ein Eindruck, den die packenden Aufnahmen von den Freilichtspielen (Bilder von hohem Eigenwert an graphischer Schönheit) durchaus bestätigen. Eine vielen Besuchern liebgeordnete Welt wird hier bald in zarten Stimmungen, bald in überraschend kühnen Lichteffekten festgehalten. Sie prägt sich dem Gedächtnis unvergeßlich ein.

Ebenbürtig ist der – im letzten Jahr vorgelegte – Band „Heilbronn“. Otto Rombach, ein Sohn dieser Stadt, hat in seinem Vorwort deren Leben in Vergangenheit und Gegenwart einfühlsam nachgezeichnet. Seine persönliche Vertrautheit mit Mensch und Landschaft teilt uns bezwingend mit, was uns noch heute, trotz der Zerstörung, das Unverlierbare spürbar macht. Erbe und Neubeginn bestimmen auch die Bilderfolge, die viel Raum dem Wiederaufbau gibt. Daher mag es kommen, daß die Aufnahmen, die Swiridoff nicht wahllos zusammenstellt, sondern zu spannenden Themen ordnet, den Beschauer wie ein Epos unserer Zeit anmuten: das spärliche Alte, das uns in seinen vertrauten Konturen wiederbegegnet, ist ein mahnendes Zeichen dafür geworden, daß wir im Aufschwung zu einem neuen, geschäftigen, großräumig sich entfaltenden Leben (das sich in den zahlreichen Aufnahmen der modernen Bauten spiegelt) auch des wahrhaft Menschlichen eingedenk bleiben. So macht die Sachlichkeit der Kamera im Bild dieser Stadt ansichtig, was uns als Schicksal und Hoffnung einer ganzen Zeit bewegt.

Emil Wezel

Dr. R. Weimann: *Verschmutzte Wasserläufe*. Francksche Verlagshandlung Stuttgart 1958. DM 3.80. – Diese Schrift eines Biologen, auf die in Heft 3, im Lagebericht 3, kurz hingewiesen wurde, gehört in die Schriftenreihe, die von der Vereinigung Deutscher Gewässerschutz VDG Frankfurt a. M. herausgegeben wurde, als deren Nummer 4. Sie ist vor allem ausgezeichnet durch die 31 schön gedruckten Bilder nach Farbfotos, die uns die Erscheinungsbilder der Abwässer in ihren immer wieder wechselnden Formen, Farben und Gerüchen schildern. Sie wollen anregen, sich unsere Bäche und Flüsse einmal genauer anzusehen, die reinen sowohl wie die verschmutzten, in all ihren vielerlei Erscheinungsbildern. In vereinfachter Darstellung werden die biologischen Verfahren zum Erkennen der Abwassertypen geschildert, der Ablagerungen und Schwimmstoffe, der natürlichen Absatzstoffe, der anorganischen und organischen Schadstoffe. Eine Erläuterung von Fachausdrücken auf 8 Seiten und Zeichnungen der wichtigsten und häufigsten Organismen der verschmutzten und sauberen Wasserläufe machen den Beschluß. Mit seiner Art der Betrachtung will der Verfasser über die Entstehung der Abwässer hinausführen, gerade „das besonders schwierige Industrieabwasserproblem als eines der wunderlichen Wirtschaftsmechanismen“ dem Laien und Lehrer klar machen, will aufwecken und zu sehen lernen, denn wir sind doch alle ohne Ausnahme berufen, nach Abhilfe zu suchen, wir alle sind mitschuldig, sei es auch nur, weil wir uns die steigende Verschmutzung und Vergiftung unseres Wassers solange gefallen lassen und weil wir uns sogar selbst – zwangsläufig und vorerst unabweislich – daran beteiligen müssen!
O. Feucht

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 16430

Pfingsttage in Ochsenhausen

„Die Pfingsttage in Ochsenhausen, veranstaltet vom Schwäbischen Heimatbund, sind bereits zu einem festen Begriff geworden für viele Menschen, denen Oberschwaben mit allem, was es an Naturschönheiten und Kulturwerten umschließt, ein Gegenstand der Liebe und der inneren Anteilnahme darstellt.“ So stand in einem oberschwäbischen Blatt, der „Schwäbischen Zeitung“ vom 9. Juni, zu lesen. Und auch aus Neckarschwaben kam eine gleichlautende Stimme. Am 7. Juni las man in der Stuttgarter Zeitung: „Daß der Schwäbische Heimatbund Jahr um Jahr zu Pfingsten Freunde des schwäbischen Oberlandes und solche, die es werden wollen, aus ‚Alt-württemberg‘ nach Oberschwaben bringt und ihnen hilft, Land und Leute, Landschaft und Kultur dieses zu lange vergessenen Landstriches kennenzulernen, zu schätzen und zu lieben, ist ein besonderes Verdienst. Die Art aber, wie der Schwäbische Heimatbund diese selbstgestellte Aufgabe ausführt, hat längst die Anerkennung der Oberschwaben selbst gefunden.“ Dieses Echo bestätigt die bei der Tagung öffentlich kundgetane Meinung, wonach sich der Schwäbische Heimatbund – nach 11 Jahren – mit seinen Pfingsttagen in Ochsenhausen endgültig durchgesetzt habe, durchgesetzt vor allem als Mittler der künstlerischen Kultur Oberschwabens. Gewiß, es handelt sich dabei um kein „Volksfest“, wohl aber um ein alljährliches Treffen ernsthafter Freunde Oberschwabens, die ihr Verhältnis zu dieser Landschaft zu vertiefen wünschen. Dies ist genug. So war es nur allzu verständlich, daß sich die Wiedersehensfreude in Begrüßungen auswirkte, die fast ein Drittel des Eröffnungsabends beanspruchten. Dankbar wurde die Versicherung der treuen Gastfreundschaft der Stadt Ochsenhausen durch Bürgermeister Habrik aufgenommen. Stadtpfarrer Reich hielt, für den verhinderten Hausherrn, Oberstudiendirektor Rosenstock, eine humorvolle, „hehlinge-g'scheite“, „knitze“ Rede, vornehmlich auf die Teilnehmerinnen. Landrat

Heckmann von Biberach bestätigte die Teilnahme des ganzen Kreises an der Veranstaltung, und Erhard Bruder entrichtete die Grüße der Nachbarstadt Biberach. Für den Schwäbischen Heimatbund begrüßte Dr. Ernst Müller, der als „Kromet“ (hochdeutsch Mitbringsel) die Mitteilung auf den Tisch des Hauses legte, daß die Stifter des Klosters Ochsenhausen edelfreier Herkunft gewesen sein dürften (Ewald Gruber bezeichnet in seiner Tübinger Dissertation „Geschichte des Klosters Ochsenhausen“ 1956, diese Stifter, die Herren von Wolfertschwende – im Allgäu gelegen –, als welfische Ministerialen).

In ihren einzelnen Darbietungen entwickelten die diesjährigen Pfingsttage das Verständnis Oberschwabens in einer ganz bestimmten Richtung. Die Anziehungskraft, welche diese Landschaft zunehmend ausübt, ist in besonderer Weise mit der Erscheinung des Barocks verknüpft. Zu der künstlerischen Kultur des Barocks – im allgemeinen bekannt in ihrer Architektur, der Plastik, der Malerei – gehört aber als viel zu wenig bekannter Bestandteil die Musik. Hier setzte die Tagung ein und zwar nicht, indem irgendein berühmtes Orchester oder ein bekannter Chor von weither zugezogen worden wäre, sondern dadurch, daß Barockmusik durch Träger der einheimischen musikalischen Kultur geboten wurde: den Kirchenchor und das verstärkte Streichorchester Ochsenhausen, beide unter Leitung von Anton Schmid aus Ochsenhausen. Nicht nur was musiziert wurde, war somit wichtig, auch wie musiziert wurde, erregte die gespannte Aufmerksamkeit der Teilnehmer. Um es vorwegzunehmen: kaum einer derselben wird ohne den Eindruck aus Ochsenhausen weggegangen sein, daß die musikalische Kultur auch heute noch tief im oberschwäbischen Volk verwurzelt ist. Hier kann „man“ singen, hier wird gespielt, hier gibt es Dirigenten, denen die Partitur in Fleisch und Blut übergegangen

gen zu sein scheint. In diesem Sinne wäre das Gebotene ohne die Ochsenhausener Bevölkerung und ohne Anton Schmid, der alle Mitwirkenden zu einer großen Leistung in „sanfter Gewalt“ mitriß, nicht möglich gewesen.

Welchen Umfang das musikalische Leben in der Kultur des 18. Jahrhunderts in Oberschwaben einnahm, legte am Eröffnungsabend der Musikkenner und -forscher Willi Siegele dar, dem die Entdeckung so mancher alten Komposition zu verdanken ist (die Partitur der aufgeführten Messe von Isfried Kayser fand er im Wengenarchiv zu Ulm). Er führte aus, daß nicht nur die Liturgie zunehmend von Musik durchsetzt wurde, sondern man auch keine Gelegenheit versäumte, um, etwa an Festtagen oder anlässlich von hohen Besuchen, Musik zu machen. Fast möchte man sagen, die gesellschaftlichen Vorgänge seien völlig musikalisch durchwirkt gewesen. Allein in der Benediktinerabtei Ottobeuren sind, wie Willi Siegele ausführte, für die Jahre von 1713 bis 1801 über hundert Titel von aufgeführten Theater- und Singspielen bekannt. Nicht nur die Stellung der Musik in der Kirche und im öffentlichen Leben ist indessen zu erwähnen. Auch die musikalische Kultur als solche nahm zu und fand in namhaften Komponisten ihre Vertreter. Isfried Kayser war 1737 bis 1740 im Augustinerchorherrnstift zu den Wengen tätig, bis er nach Marchtal ging (gest. 1771). Franz Schnizer wirkte in Ottobeuren; er stammt aus Wurzach. Marianus Königsperger aus dem Kloster Prüfening bei Regensburg wurde im Oberschwäbischen viel gespielt. Das Cembalokonzert von Johann Zach wurde im Kloster Heggbach gefunden. Daß dieses kunst- und musikfrohe Jahrhundert auch zu einer Reform des Klangkörpers kam, kann nicht wundern. Ein Chronist aus dem Illergau kleidete seinen Schrecken über das Erklängen von Pauken und Trompeten in der Kirche in die Worte: „Was wird noch alles über uns kommen!“ Am köstlichsten erlebten die Teilnehmer die Farbigkeit der Instrumentierung wohl an der von W. Scherrmann nach allen ihren Möglichkeiten meisterlich nahe gebrachten Gablerorgel in der Klosterkirche Ochsenhausen, wobei dennoch die klangstarke Rhythmik des Vortrags gewahrt werden konnte und auch gewahrt blieb. Auch, daß die Ochsenhausener mit alten Streichinstrumenten aus dem Kloster musizierten, sei hier nicht verschwiegen.

Gleich die Darbietungen des Eröffnungsabends, an dem eine Reihe von kleineren, teilweise solistisch ausgestalteten, kammermusikalischen Werken geboten wurde, strahlten einen reinen Glanz von großer Schönheit aus. Daran hatte Frau Marianne Scherrmann-Frech am Cembalo den größten Anteil. Auf ihrem klanglich bezaubernden Instrument spielte sie zwei Cembalosonaten von Schnizer mit seltener Präzision und Exaktheit, dabei einer Leichtigkeit des Anschlags, die dem Silberton alle Schärfe nahm und vor allem beim Vortrag von Franz Schnizer eine Empfindung von Weichheit und Wärme erweckte. Herrlich sodann das abschließende Cembalokonzert von Zach, von lasurhafter Durchsichtigkeit der Tonführung,

wobei vom Cembalo die gläsern lichten Akzente gesetzt wurden. Alice Veit von Erolzheim-Bad Mergentheim (Sopran) sang eine Motette und eine Arie von Isfried Kayser.

Das zweite und eigentliche Hauptkonzert fand in der Kirche des ehem. Zisterzienserinnenklosters Gutenzell, von Dominikus Zimmermann umgebaut, statt, die Pfarrer Kammerer Sontag freundlich dafür einräumte. Er wird es nicht bedauert haben. Nicht nur, daß seine Kirche bis auf den letzten Platz besetzt war; was musiziert wurde, war „musica sacra“ von hohem Vollendungsgrad. Hinsichtlich des Chors und des um Solisten aus dem Oberschwäbischen verstärkten Streichorchesters, ist dies das ausschließliche Verdienst des um die Ochsenhausener Kirchenmusik hoch verdienten Musikers Anton Schmid, der wie sein früher bei ähnlichen Anlässen in Erscheinung getretener Bruder Karl, einer alteingesessenen, künstlerisch begabten Ochsenhausener Familie entstammt. Wer einmal sonntags nach Ochsenhausen kommt, möge sich beim Hochamt anhören, wie Gottesdienst und Musik hier ineinandergreifen, ferner welches musikalische Gut geboten und wie vollkommen es dargebracht wird. Dargebracht im eigentlichen Wortsinn wurde auch das in Gutenzell Gebotene: als ein Stück opus dei im Sinne des 18. Jahrhunderts. Dies gilt ganz unmittelbar für die Messe in d-Moll von Isfried Kayser. Sie war das Geschenk von Willi Siegele nicht nur an die Besucher, sondern wohl auch an die mit der Pflege geistlicher Musik in Oberschwaben Betrauten überhaupt. Handelte es sich doch dabei um eine Art „Erstaufführung“ seit dem Zeitalter ihrer Entstehung. Anton Schmid aber holte aus den einzelnen, an die Teile der Messe anschließenden Sätzen alles heraus, was ihnen verborgen innewohnte. Dabei ging es nicht um Tonmassenwirkungen, sondern um musikalische Feinarbeit: mit Zärtlichkeit fast wurde hier diese, dort jene Stimme aus dem rhythmisch fortschreitenden, melodisch verbundenen Tonkörper gehoben, um, von einer anderen abgelöst, wieder zurückzusinken. So kam auf der einen Seite ganz der Farbenreichtum, die instrumentale und vokale Sinnhaftigkeit dieser Musik, auf der anderen aber auch ein fast lyrischer Hang zu harmonischer Übereinstimmung zum Ausdruck. Das Leichte, Zwanglose und dabei ganz Ergriffene, Gott als höchster Ordnung – in der Tonwelt des Werkes – Zugewandte, bleibt unvergesslich. Anton Schmid hatte dies geistig erfaßt und als Musiker bewältigt. Nicht zuletzt ist ihm der im besonderen Sinn eucharistische Charakter einer so gebotenen Musik zu danken und dies heißt, daß er es verstand, ein Werk zu bieten, in dem sich der Grundgehalt der Messe jenseits aller Begriffe in der reinen Anschauung des Musikalischen als Dankopfer erfüllt. Wie anders und sinnvoll anders war die darauf folgende Buxtehude-Kantate „Alles, was ihr tut“: in ihrer strengen Architektonik, erfüllt von der transcendenten Logik des als Lobchoral gesungenen Wortes. In diesem Sinne setzte Dr. Ernst Müller in einer Besprechung des Tübinger Tag-

blattes vom 8. 6. beide Werke als Beispiele des „stilum ecclesiasticum“ und des „stilum verbi“ gegeneinander ab: „Die gleiche Religion in zwei gegensätzlichen Spiegelungen. Das war großartig! Dank sei dem Ochsenhausener Kirchenchor, dem Orchester und seinem Meisterdirigenten Anton Schmid gesagt. Kayser und Buxtehude wurden vollendet vorgetragen, als ob es schon eine una sancta des Gotteslobs gäbe!“

Dabei trat Siegfried Scheytt, Baß, als Solist hervor. An der Orgel hörte man den St. Gallener Stiftsorganisten Siegfried Hildenbrand. Sein Spiel zeugte nicht nur von höchstem technischen Können, bewundernswert war vielmehr, daß dieses Können für ihn nur die Voraussetzung für den kongenialen Vortrag der Komposition war, wobei er mit dem Klangkörper von Chor und Orchester unter der Leitung von Anton Schmid, der vom Geiste des Werkes geleitet zwingend führte, zu einem einzigen Klangleib verschmolz. Seine eigene Komposition „Justus ut palma“ hinterließ einen tiefen Eindruck. Anton Schmid brachte dabei Streichorchester und Chor in meisterhafter Weise der regierenden Orgel zu. Zwei Konzerte für Orgel und Orchester von Georg Friedrich Händel rundeten das Programm in der schönsten Weise ab.

Der starke Eindruck, den die beiden Konzerte hinterließen, wurde am Pfingstmontag von Dr. W. Supper, dem 1. Vorsitzenden der Gesellschaft der Orgelfreunde, in einer ganz bestimmten Richtung erweitert: er führte die alten Orgelwerke in Rot, Ottobeuren, Weingarten und das unter seiner Leitung erneuerte Werk in Steinhausen mit viel Sachkenntnis, technischem Können und persönlicher Gestaltung – letzteres vor allem in der Improvisation, deren Meister er ist – vor. Dr. Schahl brachte die besuchten Räume nach Form und Gehalt nahe.

Seinem Grundsatz getreu stellte der Schwäbische Heimatbund auch in diesem Jahr bei den Pfingsttagen eine ober-schwäbische Künstlerpersönlichkeit vor: Jakob Bräckle! Prof. Lauterbach aus Kassel hielt eine ausgezeichnete Ansprache, die man nur nach einer Richtung ergänzen konnte: wenn irgend einer, dann hat Jakob Bräckle die „Heimat“ Oberschwaben zur Anschauung gebracht. Dazu gehört, daß der Maler in seinen Bildern ein Stück der „ungelungenen Heimat“ im Sinne von Ernst Bloch verwirklicht, nichts Zufälliges und Willkürliches und eben Gewohntes abbildete, sondern das Gesehene in ein Geschautes verwandelte, vom Ding zur Erscheinung schritt, vom Gegenstand zum Bild, von der Natureinzelheit zum Landschaftsganzen, das einer inneren Ordnung des von einer reinen Schöpfungsfreude bewegten Herzens entspringt. Und dieser Ordnungscharakter nahm zu bis zu den letzten Gemälden, die schematisiert wirken könnten, wenn ihre im Farbigen und Linearen gleichermaßen betonte einfach große Form nicht einem geistigen – und dabei echt schwäbisch geistigen – Bedürfnis nach Gebautheit und Klarheit entspräche. Gerade hier setzte Prof. Lauterbach ein, als er auf die Liebe hinwies, aus der die Bräckle-

schen Werke alle entstanden seien und ihren zunehmenden „Glanz von innen“ im Rilkeschen Sinn. Ist es nicht bezeichnend, daß Jakob Bräckle aus Winterreute, seinem Geburtsort wegzog, weil ihn die Nähe des Gesehenen fast bedrückte?! Das war in der Zeit, als sich die größere Freiheit seines Spätstiles anbahnte, die freilich nicht Gesetzlosigkeit ist, im Gegenteil. Aber auch vordem, in seiner „impressionistischen“ Zeit (man könnte die neuere eine „neoexpressionistische“ nennen, wenn man darunter einen geläuterten Reduktionsstil verstehen möchte) ist nichts „abgemalt“, sondern „verdichtet“: wesentlicher Helfer ist dabei das miniaturhafte Format. Prof. Lauterbach sprach mit Recht von der Kunst des Weglassens, des „systematischen Weglassens“ möchte man sagen. Erstaunlich ist übrigens, wie nahe das Jüngst-entstandene, Sublimierte, dem Ältesten und dem Anfang kommt. Dazwischen liegen die Jahre der Aneignung.

Van Gogh, Munch, Braques, Kirchner, Barlach und Nolde waren Geleiter; an Schlemmer hat Bräckle „eine richtige Freude“ (man hört ihn sprechen, wenn man dies schreibt). Und vergessen wir nicht: auch Jakob Bräckle gehört zu den körperlich Behinderten, die vielleicht gerade dadurch von einem heißen Drang nach geistiger Besitzergreifung, im Bild, beseelt sind, mehr als dies: immer wieder zur Wahrheit finden, weil sie an der Wirklichkeit leiden müssen. Die Kraft der inneren Anziehung und Aneignung setzt eine starke Abstoßung voraus. Vieles Einzelne wäre wichtig. Einiges von Prof. Lauterbach Vermittelte sei angedeutet: daß der „Eigenbrötler“ Bräckle (der sein Brot nach seinem Geschmack backt) einen gleichartigen Vater hatte, Bauer in Winterreute, Mondgucker, Spintisierer und Sinnierer, der Kunst nicht verschlossen. Millets Ährenleserinnen gehören zu den Jugendeindrücken des Meisters. Jakobs erstes Kindheits-erlebnis war ein Mondaufgang über den Feldern von Winterreute. Aber vielleicht wäre alles wie beim Vater geblieben: verhockt und verstockt. Aber da kam das Geschenk des Knechtes Gottlieb, der seine Kammer mit gemalten Feldern, Bäumen und Sträuchern verzieren wollte, es aber nicht konnte und Zeichenpapier samt Stift dem Kind schenkte. „Mit dem Zeichnen fing ich erst an, richtig zu leben.“ 1917 kam der Jüngling – übrigens das fünfte von neun Kindern – auf die Kunstgewerbeschule nach Stuttgart, 1918 auf die Akademie, wo er bis 1923 blieb. Landenberger, Pötzlberger, Altherr und auch Hoelzel blieben nicht ohne Einfluß auf ihn. Aber das Wichtigste an der Akademiezeit waren eben doch die Ferien, das Malen in Winterreute. 1924 gründete er seinen Hausstand im Heimatdorf, indem er eine Nachbarstochter heiratete. 1928 fand die erste Ausstellung in Stuttgart statt. Und mit Jakob Bräckle ging es aufwärts. Noch eines ist dankbar anzuerkennen. Prof. Lauterbach hatte eine Musterschau des Bräckleschen Werkes zusammengestellt, die einen lehrreichen Längsschnitt durch das ganze Werk legte. Die Ausstellung wurde in den drei Tagen ihrer Dauer von annähernd 800 Menschen besucht.

Landschaftsgestaltung heute - am Beispiel des Kreises Crailsheim

Für den 9. Juni hatten Schwäbischer Heimatbund und der BdA nach Crailsheim zu einer Vortragsveranstaltung mit Diskussion über das genannte Thema eingeladen sowie zu einer damit verbundenen Besichtigungsfahrt. Wiederum handelte es sich – wie in Grunbach – um eine regional begrenzte Versammlung, die alle Persönlichkeiten umfassen sollte und auch umfaßte, die an der Landschaftsgestaltung im Kreise praktisch mitwirken, an ihrer Spitze Landrat Dr. Ansel, Herr K. Frank MdL, die Herren Bürgermeister des Kreises – allen voran Bürgermeister Gebhard von Crailsheim –, dazu Vertreter des Regierungspräsidiums, Abt. Hochbau und Landwirtschaft. In diesem Sinne bezeichnete Dr. Schahl, der für den verhinderten stellv. Vorsitzenden Dr. Graf Adelman begrüßte, als Zweck des Treffens, miteinander ins Gespräch zu kommen, den „Anderen“ anzuhören und dabei im Auge zu behalten, daß das Ganze des Landschaftsbildes von verschiedenen, auch entgegengesetzten, Seiten beleuchtet werden könne und müsse, ja vielleicht sogar eine Resultante aus vielen Komponenten sei. Denn um jenes Ganze gehe es. In dieser Verbindung wurde gesagt: „Wir sind überzeugt, daß sich im Gesicht einer Landschaft – wie in dem eines Menschen – ihre ‚Persönlichkeit‘ nach Anlage, Geschichte, Vergangenheit, Gegenwart und möglicher Zukunft widerspiegelt. Wir meinen aber auch, daß sich in den Zügen dieses Gesichtes Anzeichen einer zerstörenden Spaltung, einer inneren Unordnung, von Mängeln im wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Gefüge abzeichnen. Man könnte darin fast sagen: Schönheit sei eine Folge der Gesundheit, der ungestörten Ganzheit aller Lebensbeziehungen, ja Schönheit sei ganz einfach Ordnung in der Erscheinung, Raumordnung nämlich und damit Ordnung der menschlichen Lebensbeziehungen, wie sie sich im Gestaltlichen kundgibt.“

Es war das eigentliche Erlebnis der sehr harmonisch verlaufenen Crailsheimer Tagung, das gemeinsame in diesem Sinne auf das Landschaftsbild gerichtete Interesse der Teilnehmer zu erfahren, wobei jeder Fachmann von seinem Standpunkt aus das Ganze im Auge hatte, ohne dafür verschlossen zu sein, daß es andere Blickpunkte gab.

Für den BdA sprach Architekt Brüninghaus. Er betonte die Mitverantwortung des Architekten für alles ordnungsschaffende, gestaltende Planen und Bauen im Kreise und äußerte den Wunsch nach einer möglichst breit angelegten umfassenden Zusammenarbeit.

Landrat Dr. Ansel gab zu Beginn eine Einführung in den Landkreis im Kreis Crailsheim. In schöner Weise stimmte er in das Gesagte ein, als er ausführte, daß gerade in einem Zeitalter *notwendigen* Spezialistentums Zusammenschau nötig sei und der Blick für die Gesamtverant-

wortung gestärkt werden müsse. Er begrüße darum die Veranstaltung herzlich. In seinen weiteren Ausführungen stützte er sich im wesentlichen auf einen Kurzbericht der Landesplanungsstelle beim Innenministerium. Vor allem wurde dadurch bestätigt, daß die eigentlichen Aufgaben einer vernünftigen Planung im Kreis Crailsheim als eines überwiegenden Agrargebietes im wesentlichen auf die Gesundung der Landwirtschaft abzu zielen haben (nur die engere Umgebung von Crailsheim steht unter einem anderen Gesetz). Der Anteil der Agrarbevölkerung beträgt 53 %. Dabei sind seit 1950 25 % der in der Landwirtschaft Tätigen abgewandert! Dies erheischt dringend Rationalisierungsmaßnahmen, die nicht zuletzt auch auf die Forderung weiter greifender Technisierung des Betriebes hinführen. In diesem Zusammenhang wurden auch die ungesunden Betriebsgrößenverhältnisse betont. An dem Überbesatz von 7700 Menschen hat die Landwirtschaft mit 5000 Anteil (die Zahl der Rentner beträgt in vielen Gemeinden 15–18 %!). Von 21 000 in der Landwirtschaft Arbeitenden befinden sich 10 500 in Kleinbetrieben, welche an sich nur eine Tragfähigkeit für 5000 hätten. Somit ergibt sich ein agrarischer Überbesatz von 5500 (nur 50 % davon können allenfalls als Arbeitsreserve herangezogen werden). Der Mangel an gewerblichen Arbeitsplätzen führte zu ausgedehntem Fernpendlertum (1500). Der Arbeitsplatzbedarf stellt sich kurzfristig auf 1000 Stellen, langfristig auf 4000.

Räumlich liegen die meisten Schäden um Crailsheim in Gemeinden mit hohen Pendleranteilen. $\frac{2}{3}$ aller Fernpendler und $\frac{3}{4}$ des landwirtschaftlichen Überbesatzes fallen auf den Crailsheimer Bereich. Die Folge dieser Verhältnisse ist nicht zuletzt eine geringe Steuerkraft und ein Hängen des Kreises am Ausgleichsstock.

Als Ziele wurden aufgezeichnet: 1. die Erhaltung der Agrarstruktur unter Sanierung der Landwirtschaft nebst Schaffung von Arbeitsplätzen in den Zentralorten; 2. die gewerbliche Förderung des Zentralortes; 3. die Förderung der Zentralfunktion der Kreisstadt, auch als kulturellem Mittelpunkt. In dieser Verbindung ist zu bedenken, daß 44 376 ha (43 % der landwirtschaftlichen Nutzfläche) zu bereinigen sind. Mit der Flurbereinigung hat die Dorfauflockerung durch Aussiedlung zusammenzuhängen, ohne die eine rationellere Gestaltung der Betriebswirtschaft und eine Verbesserung der landwirtschaftlichen Struktur nicht möglich ist. Vor allem fallen damit die zeitraubenden Wege zu zerstreut liegenden Grundstücken weg. Eine Aussiedlung ohne Flurbereinigung wurde allerdings, gerade deshalb, als untunlich bezeichnet.

Damit erhebt sich die Frage der richtigen Lage und Gestaltung der Aussiedlerhöfe. Als weitere bauliche Notwendigkeiten zur Entwirrung der räumlichen und mensch-

lichen Unordnung wurden genannt: der Bau von Schulen, Turnhallen, Wassertürmen, der Ausbau des Straßennetzes. Teilweise geht es bei letzterem nur um Sicherung und Beschleunigung des Verkehrs durch Beseitigung des schlechten Zustandes, teilweise aber fehlen gute Verbindungen, so nach Heilbronn (Autobahn Heilbronn–Ohringen–Crailsheim–Nürnberg!).

Ohne Zweifel hatte Landrat Dr. Ansel mit diesen Ausführungen die Aufgaben der Landschaftsgestaltung im Kreise Crailsheim umrissen. Die Frage war danach nur: wie sind diese Aufgaben zu lösen, damit die Landschaftsgestaltung der Ausdruck der natürlichen und kulturellen – dies im weitesten Sinne verstanden – Ordnung des Kreises ist? Die Antwort brachte die anschließende Studienfahrt und das nachmittägliche Referat von Dr. O. Rathfelder. In Bölgental beispielsweise besichtigte man ein wirtschaftlich notwendiges Steinbruchunternehmen, das eine neue Schotterwerksanlage erstellt hatte, die sowohl mit Rücksicht auf den zunehmenden Erholungswert des Jagsttales als auch die zu erhaltende Großräumigkeit der Hohenloher Ebene am höheren Hang angelegt worden war, wobei Farbgebung und Bepflanzung die Einstimmung fördern sollen. Die Gefahr der Abraumablagerung wurde dadurch gebannt, daß dafür der alte Bruch freigegeben werden konnte. So lernten die Teilnehmer gerade an diesem Fall das Beispiel eines fruchtbaren Zusammenwirkens von Privatunternehmer, Kreis und Bezirksstelle für Naturschutz in Stuttgart kennen. Hochwichtig war die Betrachtung der Wassertürme, deren Umgänglichkeit durch den Hinweis auf die jahrzehntelange Wassersnot betont wurde. Es kann keinen Zweifel geben, daß damit im Landschaftsbild dominierende Akzente entstanden, die auf der einen Seite der Bedeutung des Wassers für das Leben der Bevölkerung Ausdruck geben, auf der anderen Seite jedoch – da die Türme durchweg auf Höhen liegen – zu Störungen des Landschaftsbildes führen können. Es wurde gezeigt, wie dem durch die Gestaltung der Türme (maßstäbliches Verhältnis, keine Bleistifte aber auch keine Säcke, Art der Ausführung) und durch Bepflanzung entgegengewirkt werden kann. Erstaunlich war in dieser Hinsicht der zentrale Wasserturm auf dem höchsten Punkt des Versorgungsgebietes bei Lindlein: ein auf 12 Betonsäulen stehender 23 m im Durchmesser starker und insgesamt ebenso hoher Zylinder mit abschließender Aussichtsplattform, natürlich getarnt durch die Lage in den Bäumen eines Waldrandes: „Tempel des Wasserkultes in Ehrenhain“ nannte man den Turm scherzweise. Alles in allem: gut gelegen und, von Einzelheiten abgesehen, auch gut gestaltet. Die Betrachtung der Aussiedlerhöfe – bei Rot am See, Hilgarts- hausen, Riedbach, Siemetshausen, Lendsiedel – machte klar, daß Lage am Ortsrand – meist bei Aussiedlung ohne Flurbereinigung – eine halbe Maßnahme ist und eine Unstimmigkeit im Ortsbild zur Folge hat. Im übrigen wurde deutlich, daß die starre Durchführung eines schematischen Planes jede Einfügung in die Landschaft zunichte macht und der Tod jeder guten Gestaltung ist.

Die Voraussetzungen einer guten Form scheinen vielmehr zu bestehen: a) in der Wahl des Standorts, der gelände- verbundenen Lage, b) in einer Entwicklung der jeweiligen Form aus dem besonderen landwirtschaftlichen Zweck (unter Berücksichtigung von Art und Größe der Land- wirtschaft), c) in der Zusammenstimmung der Gebäude zu einer Gruppe, die ein gegliederter Organismus, eine in sich mannigfaltige Einheit ist (Gefahren: keine Beziehung der einzelnen Baukörper aufeinander, nur not- dürftige Verkittung durch Verbindungsgang, verschiedene Dachneigungen, Zweigeschossigkeit des Wohnhauses). Hier harren den Architekten offenbar noch manche Auf- gaben.

Dr. Rathfelder stellte in seinem Vortrag in Schloß Kirch- berg zunächst den allgemeinen empfungenen Eindruck von den Möglichkeiten der Landschaftsgestaltung im Kreise Crailsheim fest. Der Zustand der Ballungsräume, wo die Natur nichts mehr, der technisierte Mensch alles sei, erscheine von hier aus als etwas durchaus Abnormes. Da sei Landschaft im Sinne von Felix von Hornstein noch ein äußerlich und innerlich begrenzter Ausschnitt aus dem Gesamtlebensraum der Erde.

Aus den weiteren Darlegungen des Vortragenden wurde deutlich, welch ungeheure Chance sich der Landschafts- gestaltung gerade im Kreis Crailsheim bietet. Mit Recht wies er darauf hin, welch ein Verlust an „Heimat“ und der darunter begriffenen Werte bei einem verständnis- losen schematischen Umbau der Landschaft nach den Gesichtspunkten einer technisierten Wirtschaft eintreten kann und im Gefolge davon: welche Umwandlung des bäuerlichen Menschen. Das Wort „Traktorist“ fiel! Die Vorstellung des Bauern als eines im Grunde städtisch gesinnten Bearbeiters eines landwirtschaftlichen Betriebes tauchte auf. Nicht zuletzt also sind es soziologische Fak- toren, welche dahin wirken, den Blick über den rein betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkt hinauszurichten: auf die Einbettung in die Landschaft als Zeichen einer nicht nur äußeren Verbindung mit der Natur, auf eine Form, die Wirtschafts- und Wohnzwecke im Baulichen zu einer Einheit verbindet, die einen beide übergreifenden Zweck: den des Bauerntums kundtut. Jedenfalls: kein schema- tischer Formalismus. Auch die Forderung der Billigkeit sollte hier ihre Grenzen haben. Die Öffentlichkeit, so wurde gesagt, ist Mitfinanziererin des Grünen Planes und hat ein Recht, über die Verwendung der Gelder Rechenschaft zu fordern. Auf gesetzliche Möglichkeiten (§ 1 a, 3 des Aussiedlungsgesetzes und § 20 des Natur- schutzgesetzes) wurde hingewiesen. Im Ferneren ging Dr. Rathfelder auf die Wochenendhausfrage ein (vgl. Be- richt über die Tagung in Grunbach und die Stuttgarter Naturschutztagung in Heft 2/1960). Wichtig war sodann der Hinweis auf die Notwendigkeit großräumiger Schutz- gebiete – der Erholungswert einer Landschaft werde im Wechselkurs der Wertmaßstäbe mit Sicherheit steigen –; Dr. Rathfelder regte an, das gesamte Jagsttal im Kreis Crailsheim als ein solches Gebiet einzutragen. Dankbar begrüßte er die neuere Entwicklung: bis vor kurzer Zeit

gab es in der Umgebung der Kreisstadt nur zwei Naturschutzgebiete (Reiherhalde Morstein, Reußenberg) und neun Landschaftsschutzgebiete. Seit September 1959 sind weitere 17 „Tabu-Gebiete“ mit bedeutenden Naturdenkmälern hinzugekommen, so die Landhege als bewaldeter Grenzwall, der Umlaufberg von Lobenhausen, Baumgruppen, der Storchweiher, der Burgberg, der Schönbach, die Teufelsklänge, die Steppenheide am Wacholderberg Westgartshausen. Andernorts geht es um zusätzlichen Schutz gegen Auswüchse aller Art, wilde Aufforstungen, Hochspannungsleitungen, Mobilheime. Mit

dem Wort „Nur was der Mensch weiß, das sieht er!“ schloß der Vortragende seine in diesem Sinne höchst aufschlußreichen Ausführungen.

Die Diskussion ergab eine erfreuliche Übereinstimmung in den vorgetragenen Gedanken. Bei der Fahrt vom Orte der Mittagsrast Langenburg nach Kirchberg a. d. J. wies der fürstlich hohenlohesche Archivrat Schumm unter dem Beifall der Teilnehmer auf die Verantwortung hin, die mit der Erhaltung so wertvoller städtebaulicher Geschichtsdenkmale wie Langenburg und Kirchberg verbunden ist.

Jahreshauptversammlung 1960

Der Schwäbische Heimatbund und der Verband der württ. Geschichts- und Altertumsvereine suchen mit ihren gemeinsamen Hauptversammlungen alljährlich eine der bedeutenderen Stätten der Heimatgeschichte unseres Landes auf. Sie wollen und können dabei nichts hineinbringen. Der besondere Charakter beider Vereinigungen drängt vielmehr auf Tagungen hin, in denen die Versammelten gewahrt werden möchten, was an dem besonderen Ort geschah – und geschieht! Denn dem geschichtlich denkenden Betrachter verbirgt sich nicht, daß alles Geschehene einmal ein Geschehenes sein wird und damit in einer fortlaufenden Entwicklung steht, so daß er zu sagen geneigt ist, die Zukunft beginne in jedem Augenblick als Vergangenheit. Nirgendwo trat aber bisher das ungebrochen bis in die Gegenwart fortwirkende und in die Zukunft weisende Gesetz eines bestimmten geschichtlichen Wandens so deutlich in Erscheinung wie in Schwäb. Gmünd. Teilnehmer, die aus dem Altwürttembergischen kamen, mögen sofort des „Pudels Kern“ erkannt haben: das Wesen Gmünds als einer Kunststadt. Nur hier war es möglich, ein Programm fast ausschließlich aus Beiträgen zusammenzustellen, die sich mit Kunst befassen, und damit das Eigentliche zu treffen. Dabei ging man nicht von einer entsprechenden Erkenntnis aus, sondern es gab sich so von selber, den Mitwirkenden nicht bewußt, anfangen bei dem Lichtbildervortrag von Albert Fischer „Portale, Fenstergitter und Treppenhäuser von Schwäb. Gmünd“ über den Lichtbildervortrag von Studienrat Dittert „Gmünder Kunstgewerbe“ und den von Dr. Nitsch geleiteten Abend „Gmünder Passionsmusik“ bis zum Festvortrag von Dr. B. Bushart „Schwäbisches im Werk von Peter und Heinrich Parler“ und zu den abschließenden Führungen durch die Stadt von Baudirektor Dr. M. Schneider, durch die Gmünder Altertümersammlung und das Kunstgewerbemuseum für Edelmetall und Glas von Dr. H. Erhard sowie die Führung durch die Gablonzer Industrie von Rektor Urban. Nur die Führung

auf den Rechberg von Stadtarchivar A. Deibele und H. Wille griff kaum merklich über diesen Rahmen. Dies macht deutlich, worin der Charakter von Schwäb. Gmünd als einer Kunststadt begründet liegt, in ihrer Eigenart nämlich als einst staufischer Gründung im bedeutungsmäßig später zurücksinkenden oberen Remstal, als einer stark zünftisch regierten freien Reichsstadt von geringen Entwicklungsmöglichkeiten, einer Stadt der intensiven Wirtschaftsform des Handwerks, vorweg des Kunsthandwerks und schließlich eines katholischen Ortes kirchlicher Kunst mitten in protestantischen Räumen, somit auch des Barocks. Auch die technisierte Gewerblichkeit des 19. und 20. Jahrhunderts knüpft hier an; daß die Gablonzer Industrie hier eine Heimstatt fand, scheint folgerichtig. Manches Nähere und Weitere hierüber ist Heft 3 der „Schwäbischen Heimat“ zu entnehmen, das als Gmünder Sonderheft erschien, ferner dem ebenfalls Gmünd gewidmeten Heft des „einhorn“, das die Stadt als Festgabe allen Teilnehmern überreichen ließ. Sie waren vielfach Beschenkte.

Dr. Graf Adelman eröffnete in Anwesenheit von Landrat Burkhardt mit einem Dank an die genannten Mitwirkenden. Albert Fischer hatte eine Fülle von Bildmaterial zu seinem Thema zusammengetragen, das einmal dokumentarischen Wert haben dürfte. Denn schon ist dies und jenes verschwunden, anderes gefährdet. In allem wurde deutlich, welche entscheidende Züge das Gesicht der Stadt Gmünd dem Barock verdankt. Dabei ist das kirchliche Beispiel maßgebend. Das Portal des Münsterpfarrhauses wird Vorbild für viele ähnliche Werke. Der Altgmünder Schmiedekunst bietet sich in Oberlichtgittern, von denen ganz herrliche Arbeiten überkommen sind, ein neues Tätigkeitsfeld. Zum Werk der Steinmetzen und Schmiede aber gesellt sich im Inneren das der Kunstschreiner, Stukkatoren, Maler. – Mit Johann Michael Keller beginnt ein neuer Abschnitt im Gmünder Bauen, das auch durch Dominikus Zimmermann angeregt wurde.

Studienrat Dittert knüpfte an ein Wort von Walter Klein in seinem Buch „600 Jahre Gmünder Goldschmiedekunst“ an, wonach der Charakter der Stadt stets durch die Goldschmiedekunst im besonderen bestimmt wurde. Das große Verdienst des Vortragenden bestand darin, in Bild und Wort deutlich gemacht zu haben, daß es sich dabei um Aktuellstes handelt. Es war tief erfreulich, wahrzunehmen, wie viel Gutes heute aus den Voraussetzungen jeweils verschiedener Techniken und zweckerfüllter Sachlichkeit geschaffen wird. Auch die große Zahl guter Künstlernamen, die in dieser Verbindung angeführt wurden, verdient Hervorhebung. Das Gmünder Edelmetallgewerbe lebt wie eh und je; dies bewies auch die Führung von Dr. Erhard durch das erwähnte Museum.

Die Mitgliederversammlung wurde durch den stellv. Vorsitzenden Dr. Graf Adelmann eröffnet. Er erstattete den Tätigkeitsbericht, der sich auf die Zeit seit der letzten Mitgliederversammlung am 21. Dezember 1959 erstreckte. Hinsichtlich der Zusammensetzung des Vorstandes ist zunächst zu bemerken, daß Prof. Lempp, der unlängst seinen 70. Geburtstag feierte und durch seine Tätigkeit als Architekt, vor allem auch im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau des Neuen Schlosses in Stuttgart, stark in Anspruch genommen ist, aus dem Vorstand ausschied. Neben der hohen Achtung, die Prof. Lempp bei jedermann durch seine Persönlichkeit und als Architekt fand, erwarb er sich die besondere Wertschätzung der Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes durch sein Eintreten für die möglichste Erhaltung guter alter Baudenkmale sowie als Mitarbeiter bei verschiedenen Veranstaltungen und Angehöriger des Schriftleitungsausschusses der Zeitschrift. Für all dies sagte ihm Dr. Graf Adelmann ausdrücklichen herzlichen Dank. Er teilte ferner mit, daß der Vorstand für Prof. Lempp Herrn Architekt Dipl.-Ing. Peter Haag aus Schorndorf berufen habe. In dem Bestreben, dem Vorstand den Charakter eines Kollegiums zu geben, in dem die verschiedenen Fachgebiete der Heimatkunde und Heimatpflege vertreten sind, wählte der Vorstand ferner Herrn Dr. H. Zürn als Vor- und Frühgeschichtler zu.

Den bis in das Jahr 1955 zurückgehenden Bestrebungen, passende Geschäftsräume im ehemaligen Waisenhaus zu erhalten, waren endlich Erfolg beschieden. Die Geschäftsstelle ist seit 7. Juli in fünf Räumen des genannten Gebäudes, Charlottenplatz 17, II (Eingang 5) untergebracht. Hand in Hand mit dem Raumwechsel soll die Neuausstattung der Büros gehen, wofür Mittel zurückgestellt wurden. Als nächstes Ziel wurde die Anstellung einer perfekten zweiten Sekretärin bezeichnet.

Die Zahl der Mitglieder beläuft sich ziemlich genau auf 8000. Es hat nicht den Anschein, so wurde ausgeführt, als ob sich diese Ziffer so schnell um ein Wesentliches erhöhe. Dies liegt am Gesamtcharakter unserer Arbeit, nicht zuletzt auch am Niveau der Zeitschrift und dem der Veranstaltungen, vielleicht indessen auch an der Problematik eines gerade in der Gegenwart tiefer greifenden Heimatgedankens. Immerhin ist es gut zu wissen, daß

mit der genannten Zahl die Mitgliederbewegung seit dem Gründungsjahr 1909 die Spitze erreichte. Wiederum bat Dr. Graf Adelmann, es an der persönlichen Werbung nicht fehlen zu lassen und dabei sowohl auf das geringe zumutbare Opfer für die gemeinsame gute Sache hinzuweisen, welches der Beitrag bedeutet, als auch die Werbewirkung der Zeitschrift und der Veranstaltungen auszunutzen. Der Vorstand hat beschlossen, den Dank an die erfolgreich werbenden Mitglieder in einer der nächsten Nummern der „Schwäbischen Heimat“ unter Namensnennung öffentlich kundzutun. Besonderer Dank wurde den Vertrauensmännern gesagt.

Ausführlich wurden etliche Heimatschutzfragen dargelegt. Der Vorstand hat sich in allen Sitzungen dieses Jahres mit der Frage der Kanalisierung des Hochrheins und der Industrialisierung des Bodensees befaßt, wobei Herrn Prof. Schütz besonders zu danken ist. Der Vorstand beschloß in seiner Sitzung vom 3. Februar den Beitritt des Schwäbischen Heimatbundes zum Schweizer Komitee gegen die Hochrheinschiffahrt; die Bildung eines deutschen Komitees wird angestrebt. Die Aufsätze von Forstmeister Dr. h. c. Feucht in den Heften 1–3 der „Schwäbischen Heimat“ wurden vom Vorstand in Zusammenarbeit mit dem Schriftleitungsausschuß gefördert und in Sonderdrucken verbreitet. Einmütig hält der Vorstand an der Auffassung fest, wonach die Schiffbarmachung des Hochrheins und damit auch eine Industrialisierung des Bodenseeraumes über die Einmündung der Aare hinaus aus Gründen vor allem des öffentlichen Wohls im umfassenden Sinne des Bodenseegebietes als einer Kulturlandschaft eigenen Gepräges und eines vielschichtigen Erholungsraumes nicht verantwortet werden kann.

Der Ausbau des Besitzes an Naturschutzgebieten schritt vor. Der Schatzmeister des Bundes, Notar H. Auwärter, wurde ermächtigt, eine größere Summe für Ankäufe am Hirschauer Berg anzuwenden. Der Aufruf in Heft 1/1960 der „Schwäbischen Heimat“, in dem geeignete Persönlichkeiten für die Aufsichtsführung in den Naturschutzgebieten des Bundes gesucht wurden, hatte Erfolg. Es konnten gewonnen werden: Herr Forstmeister Weiß von Heubach für die Schutzgebiete auf den Markungen Weiler in den Bergen, Bettringen und Essingen, die Rechtsanwälte Koch und Scherzler in Reutlingen für Gielberg und Georgenberg, dazu Frau Dr. Magda Ziegler aus Pfullingen für den gleichen Zweck, ferner Herr Oberstudienrat a. D. Dr. Gradmann in Tübingen für Hirschauer Berg und Grafenberg. Dr. Graf Adelmann dankte den Genannten für ihre Bereitschaft, an einer wichtigen Stelle zum Wohle des Schwäbischen Heimatbundes und seiner Sache mitzuwirken.

Eine größere Veranstaltung des Bundes am 4. März in Eßlingen galt den Möglichkeiten der Erhaltung der Pliensaubrücke, wobei Stadtarchivar Dr. Borst und Dr. Supper referierten. Wenn ein großer Teil der Brücke erhalten bleiben wird, so ist dies nicht zuletzt hierauf zurückzuführen.

Nach der Seite des Naturschutzes sind in erster Linie die beiden zusammen mit dem BdA in Grunbach und Crailsheim durchgeführten Tagungen zu nennen, die unter dem Thema „Landschaftsgestaltung – heute“ stattfanden (vgl. Besprechungen). Ein besonders großer Erfolg war der Stuttgarter Tagung „Naturschutz – in der Praxis“ beschieden (ebenso). Dr. Graf Adelman dankte Dr. Rathfelder für seine tragende Mitarbeit bei diesen Veranstaltungen herzlich.

Die Studienfahrten wurden als zeitgemäße Möglichkeit der Beeinflussung und Bindung der Menschen von heute im Sinne unserer Bestrebungen weiter entwickelt, wobei der Hauptgesichtspunkt der einer umfassend heimatkundlichen Führung blieb. Es zeigt sich freilich immer wieder, daß das Übel der „wilden Anmeldungen“ noch nicht ausgerottet ist. Dem soll dadurch begegnet werden, daß künftig die Abstandsgebühr von 10 % nicht nur von den Mitgliedern, die eingezahlt haben, sondern allen, die sich anmeldeten, erhoben wird.

Die Pfingsttage in Ochsenhausen standen diesmal auf überragender Höhe (vgl. Bericht).

Mit dem Dank an die Herren Prof. Dr. Dölker als Leiter der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde und Dozent Dr. Fr. H. Schmidt als Leiter der Arbeitsgemeinschaft heimatvertriebener Volkskundler schloß Dr. Graf Adelman seinen Tätigkeitsbericht, der durch ein Kurzreferat von Prof. Dr. Schütz über die Hochrheinfrage ergänzt wurde.

Es folgte der Kassenbericht des Schatzmeisters und der Prüfungsbericht des Kassenprüfers A. Kasper, worauf dem Schatzmeister Entlastung erteilt wurde.

Als neuer Vorsitzender wurde einstimmig, mit einer Stimme Enthaltung, Oberbaurat i. R. Walter Kittel, Stuttgart, gewählt.

Eine Anfrage von Mitglied Fabrikant Haaga, die Rosensteinparkstraße Stuttgart betreffend, wurde von Vorstandsmitglied Dr. Rathfelder dahin beantwortet, daß diese Straße nicht durch den Park, sondern an der Bahnrampe entlang geführt werden wird.

Dem als stellv. Vorsitzender weiterhin amtierenden Dr. Graf Adelman sprach Dr. Ernst Müller unter lebhaftem und andauerndem Beifall der Anwesenden den Dank für die Leitung des Vereins seit August 1959 aus.

Einen tiefen und starken Eindruck hinterließ die „Gmünder Passionsmusik“, die am Abend des Samstag im Tagungsraum, dem Kleinen Stadtgartensaal, aufgeführt wurde. Die Gesamtleitung hatte Dr. A. Nitsch, der verbindende Worte sprach, während Stadtarchivar Deibele kurz einleitete. Es war eine ausgezeichnete Aufführung, für die man nächst Herrn Dr. Nitsch vor allem dem Gmünder Kammerorchester unter Leitung von Gerhard Saal und dem Chor der Volkshochschule Schwäb. Gmünd unter Leitung von Studienrat Karl Fischer, dazu Dorothea Saal als Sopran, Manfred Gertert als Tenor und Friedhelm Hessenbruch als Baß herzlich danken muß. Der Prolog zum Passionsspiel aus der Zeit um 1740

(zwei Soli mit zwei Violinen als Begleitung dazu Cello und Baß) brachte schlichte einfache Melodien, fast immer in Dur mit Absweifungen in moll. Es folgten fünf kleine Vorspiele für zwei Violinen und Continuo aus derselben Zeit. Die nachfolgende Arie des Engels am Ölberg für Sopran und Orchester aus der Zeit um 1760 wird Pfarrer Alois Bernard in Kloster Berkheim bei Leutkirch zugeschrieben; sie überraschte durch betont starken Ausdruck. Denkwürdig ist der Rat von Pfarrer Bernard an die Gmünder, während der Singstimme die Instrumente leise zu traktieren, damit das Getöse nicht zu laut werde. Auch die Tenorarie zur Fußwaschung (von Alois Bernard?) verriet Gefühl und Empfindung. Von Musikdirektor Schmid aus Ellwangen, der 1749 dort für den Empfang des Fürsten Schönborn eine wohleingerichtete Instrumental- und Vokalmusik zu Gehör brachte, stammt die Baßarie des Pluto, der über das Ende des Judas frohlockt. Eine für die Entstehungszeit um 1740 eigenartige Besetzung wies die Geißelungsarie auf (Tenor, Flöte, Viola, Continuo), ein durchkomponiertes Stück mit weit ausgespanntem Vor- und Nachspiel, das ganz reizende volkstümlich „spieldosenartige“ Tonwirkungen umfaßte. Ernst Weinrauch (1731–1793), der erste Klavierlehrer des Konradin Kreutzer, zeigte sich in einer Arie aus der Geißelung (Baß und Orchester) als hervorragender Passionskomponist. Abschließend wurde der zweite Teil des Oratoriums von Angelus Dreher „Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg“ für Sopran, Tenor, Baß, Chor und Orchester aus dem Jahr 1775 aufgeführt, ein Werk, das in vielen Abhängigkeiten steht, dabei aber durchaus eine eigene musikalische Natur verrät. Angelus Dreher wurde 1741 in Kirchheim bei Mindelheim geboren, mit 17 Jahren Organist und Chordirigent, war somit Autodidakt; um 1775 kam er nach Schwäb. Gmünd. Er starb 1809. Die Frage, wie diese Werke nach Gmünd kamen, mußte Dr. Nitsch bei den übrigen gebotenen Stücken offen lassen. Es ist möglich, daß dies durch Vermittlung der Noten und Texte nach Aufforderung an den Komponisten geschah; es ist jedoch auch möglich, daß sich die Komponisten um die musikalische Ausgestaltung der Gmünder Passionsspiele bewarben und zu diesem Zwecke oder bei der Aufführung selbst nach Gmünd kamen.

Ein geselliges Zusammensein im Rokokosaal des Stadtgartenrestaurants (ehem. Stahlsches Gartenhaus) beschloß den ersten Tag. Ein Spaziergang auf den Salvator mit Baudirektor Dr. Schneider leitete den zweiten ein, in dessen Mittelpunkt der Festakt mit der Ansprache von Dr. Bushart stand. Prof. Dr. Dölker konnte unter den Anwesenden die Herren Oberbürgermeister Dr. Klaus, der die Stadt vertrat, Landrat Burkhardt für Kreis, Staatsregierung und Regierungspräsidium, dazu den Schwäbischen Albverein, ferner die Herren Dekane als Vertreter der geistlichen Behörden, Dr. Lindner als Abgeordneten des Deutschen Heimatbundes und die Witwe von Peter Goeßler begrüßen. In herzlichen Worten sprach er den Dank an alle Mitwirkenden aus. Landrat Burkhardt wies in seiner Begrüßung auf die Wichtigkeit von Naturschutz

und Landschaftspflege hin, wobei es nicht nur um konservierende Tätigkeit, sondern um Einfluß auf die künftige Entwicklung gehe. „Unser Wollen zählt zu den modernen Arzneien gegen die Zeitkrankheit.“ Oberbürgermeister Dr. Klaus legte ein starkes persönliches Zeugnis zu der gerade in Schwäb. Gmünd so notwendigen Sache der Denkmalpflege ab und versicherte, daß das Stadtbild unter möglichster Beachtung der alten Zeugen einer großen stadtgeschichtlichen Vergangenheit erhalten bleiben soll. Er sprach die Bitte aus, im Jahre 1962 zum 800-jährigen Jubiläum der Stadt und 1100jährigen Jubiläum der Gemeinde wiederzukehren.

Dr. Bruno Bushart nahm in seinen Ausführungen den Ausgang von der jüngsten Arbeit der verstorbenen Frau Dr. Heinke Creutzfeldt über das Heiligkreuzmünster Schwäb. Gmünd. Ihr war gelungen, die bisher vermutungsweise geäußerte Ansicht zu erhärten, wonach Heinrich Parler bereits für eine Planänderung am Langhaus verantwortlich zeichnen soll, auf Grund deren die bisherige Basilika in eine Halle übergeführt wurde; hierfür wurden vor allem mittel- und oberrheinische Einflüsse, die durch Heinrich Parler vermittelt worden sein sollen, geltend gemacht. Auch Einzelheiten des Kölner Doms wurden von Dr. H. Creutzfeldt vergleichsweise herangezogen. Dr. Bushart kam zu Forschungsergebnissen, durch welche die Creutzfeldtschen Feststellungen vielleicht nicht erschüttert, indessen in wertvoller Weise ergänzt werden. Sie lassen sich, kurz gesagt, so formulieren: nicht die Einführung der Halle nach Schwaben (aus dem Rhein-

land) war Heinrich Parlers Verdienst, sondern die Schaffung eines neuen städtischen Kirchentypus von kathedralem Rang, wobei eine deutliche Kontrastierung von Langhaus- und Chorraum mit Steigerung hin auf letzteren zu bemerken ist (auch in Gmünd bildeten die Türme vor ihrem Einsturz, wie in Prag, eine starke Cäsur zwischen Langhaus und Chor). Im übrigen herrscht im Äußeren das Prinzip der Einheit und Geschlossenheit des Baukörpers, im Inneren das der horizontalen Schichtung, das etwa mit dem Vertikalismus des Kölner Domes bricht. Es wurde gesagt: „Peter Parlers Bauweise (in Prag) hat ein Verhältnis von unten zu oben.“ Im einzelnen wies Bushart nach, daß die Parler den Hütten von Salem und Reutlingen entscheidend verpflichtet sind, die selbstverständlich ihrerseits in weiteren und internationalen Beziehungen stehen. Die Wahl der Halle für den Chor wurde auf den Einfluß des Augsburger Domes zurückgeführt (neuer Chor, fünfschiffig gestaffelt, ab 1343). So ist der Inhalt der Parlerschen Botschaft im Grunde schwäbisch (vielleicht bedeutete Heinrich Parlers Berufung nur einen Plan-, aber keinen Hüttenwechsel?). Kamen die Parler gar aus Schwaben nach Köln? Eigenartig bleibt, daß wir sie gerade an großen süddeutschen Kirchen des mittleren 14. Jahrhunderts finden. Alles in allem brachte die Parlerarchitektur eine „Auswahl zukunftsträgiger Elemente“.

Die Führungen des Nachmittags ermöglichten es, weiter ins einzelne zu gehen; sie brachten Bestätigungen und wertvolle Ergänzungen.

Veranstaltungen des Schwäbischen Heimatbundes

Die Veranstaltungen im Winterhalbjahr 1960/61 werden in Heft 5/1960 angezeigt. Für die restlichen Studien- und Lehrfahrten dieses Jahres verweisen wir auf das Verzeichnis in Heft 1/1960. Wiederholt werden: am Sonntag, 18. 9., 13.30 Uhr, die Fahrt „Cleversulzbach“ mit Dr. Schahl, am Sonntag, 25. 9., 8.30 Uhr, die Fahrt „Volkskundlicher Streifzug“ mit Prof. Dr. H. Dölker, am gleichen Tag die Wiederholung der Fahrt „Kirchen und Burgen an der mittleren Jagst“ mit Archivrat K. Schumm. Abgegebene Anmeldungen, die nicht berücksichtigt werden konnten, gelten für diese Wiederholungen. Die Fahrt nach Wien durch die Wachau wird auf Grund von Schwierigkeiten, die sich bei der Durchführung der Fahrt im Juni ergaben, in diesem Jahr nicht wiederholt; es wird geprüft werden, ob sie im nächsten Jahr in veränderter Form ausgeschrieben werden kann. Um Anmeldungen zu den Fahrten ins Blaue, falls nicht schon abgegeben, wird gebeten; bekanntlich kann hieran jeder Fahrtenteilnehmer des Jahres 1960 kostenlos teilnehmen (Stellung von Ersatzteilnehmern ist in diesem Fall nicht möglich). Gleichzeitig machen wir auf die Tagungen „Der moderne Bauernhof im Bilde der Heimat“ am Freitag, 30. September, in Ulm, und „Landschaftsgestaltung heute – am Beispiel des Kreises Heilbronn“ am Freitag, 14. Oktober, in Heilbronn aufmerksam.

Neue Räume der Geschäftsstelle

Wir weisen unsere Mitglieder noch einmal darauf hin, daß die Geschäftsstelle umgezogen ist.

Sie befindet sich seit Anfang Juli im

„Alten Waisenhaus“: Charlottenplatz 17/II (Eingang 5 im Innenhof)